Salons

Der Hof der Isabella d'Este

Nach einem Kohledruck von Braun & Co., Dornach i. Els. Gemälde von Lorenzo Costa

HMod
T6854sa

Salons

Bilder gesellschaftlicher Kultur aus fünf Jahrhunderten

Von

Valerian Tornius

Erster Band
Mit 24 Tafeln

Dritte Auflage.

557175
10 2 53

Leipzig 1918 · Verlag von Klinkhardt & Biermann

Alle Rechte, insbesondere das
Übersetzungsrecht vorbehalten

Den Einband zeichnete Erich Gruner.
Gedruckt und gebunden in der Offizin von Julius Klinkhardt
in Leipzig.

Meinen Freunden

Wilhelm Baum
Robert Corwegh und Walther Partke

zu eigen

Renaissance und Barock

Inhaltsübersicht

Seite

Vorwort

Renaissance 1

Die göttliche Isotta und ihr Kreis 10
Die Symposien in Careggi 22
Lucrezia Borgias Musenhof 42
La prima donna del mondo 65
Eine Soiree im Schlosse zu Urbino 77
Der lebenslustige Vatikan 96
Farnesina 117
Venezianische Kurtisanensalons 129
Tasso 141

Barock 159

Das Hotel de Rambouillet 169
La belle Ninon 182
Die nordische Pallas in Rom 191
Das Paradies des Flirts 204

Literatur 217

Verzeichnis der Abbildungen 225

Vorwort

Eine Melodie summt in meinen Ohren, eine neckische, muntere Melodie. Mozarts Grazie und Haydns Fröhlichkeit haben sich in ihr zu gemeinsamem Spiel vereint. Wie ein übermütiges Kind, im lachenden Sonnenschein der reinen Freude sich badend, über leuchtende Rasenflächen dahintollt, stürmt jene Melodie durch meine Seele. Wo kommt sie her? Wo hab' ich sie zuerst vernommen? — Es muß vor vielen, vielen Jahren gewesen sein; vielleicht war es auch später, ja, vielleicht träume ich sie nur. Doch wenn ich aufmerksam lausche, scheint es mir, als ob sie aus weiter Ferne ganz in meine Nähe rücke, als ob die alten vergilbten Bücher, die sich auf dem Schreibtisch und in den Regalen rings um mich türmen, sie auffingen und mir weitererzählten. Ich öffne das eine Buch, und die Melodie wächst an Deutlichkeit; ich öffne das andere — der Rhythmus verwandelt sich, nimmt einen schwerfälligen, fast ernsten Charakter an; ich öffne ein drittes — neue Variationen dringen auf mich ein; so hat jedes seine besonderen Töne und Rhythmen, und sind doch alle zusammen eine einzige neckische, muntere Weise.

Salons! Muten sie uns nicht an wie eine solche Mozart-Haydnsche Melodie, die, in unzähligen Varia-

tionen sich verschlingend, leicht und gefällig dahinschwebt und durch ihre unnachahmliche Anmut die Zuhörer im Bann hält. Wo sie sonst erklang, in den strahlenden Sälen fürstlicher Schlösser, oder in den zierlichen Boudoirs galanter Damen, oder in den bescheidenen Gemächern großer Männer, da hören wir sie heute nicht mehr. Sie ist verstummt; das grelle Getöse der Gegenwart, die an unsern Fenstern vorüberrauscht, mit Millionen Stimmen zu uns emporschwillt und alles, was an romantischem Empfinden in unserer Seele lebt, übertönt, hat auch jenes bestrickende Lied zum Schweigen gebracht. Wer es vernehmen will, der muß zu den alten vergilbten Büchern greifen, zu den Tagebüchern, Briefen und Memoiren, in denen noch der Geist der Vergangenheit in ungetrübter Frische sich spiegelt. Sie erzählen uns von allem, was so weit in die Ferne entrückt ist und was unserm Wesen doch so nah zu sein dünkt, und ihre Erzählung ist wie Musik, die Sehnsucht nach verflossenem Glücke weckt.

Nicht jeder wird es verstehen, diese Bücher so zu lesen, daß er das leise Schwingen der einzelnen Töne und ihren wechselnden Rhythmus zwischen den Zeilen heraushört, denn man braucht Geduld, um durch alles Gestrüpp der Erzählung bis in den blühenden Garten vorzudringen —, jene Insel Cythere, wo der Alltag vergessen wird und wo die Sorglosigkeit ihre heitere Weise erklingen läßt. Und manchem fehlt es auch an Muße für eine solche Geduldprobe. Aber gewiß gibt es viele, die in jenen Garten gelangen und dort lustwandeln möchten

mit den Gestalten eines berauschenden Einst, denn die Geselligkeit ist ein Zauberband, von dem man sich gern fesseln läßt.

Versuch ich es, der Zauberer zu sein und das Band zu schlingen um Euch, Menschen der Gegenwart, und um sie, meine Helden der Vergangenheit. Sind sie gleich von verschiedenem Wesen, in ihren Eigenheiten und Sitten anders als Ihr geartet, ja vielleicht sogar wunderlich darin bestellt, so getrau' ich mir doch, sie mit Euch zusammenzuführen.

Bis zurück in die Renaissance wollen wir wandern und die Trefflichsten jener von Leidenschaft überschäumenden Zeit vor uns zitieren. Überall laßt uns verweilen, wo man das Leben mit seinen feinsten Reizen zu genießen versteht, wo man Geselligkeit zu einer heiteren Kunst erhebt: im Kreise der Mediceer in Careggi, bei den Estes in Ferrara und Mantua, am lebenslustigen Vatikan, in den Villen reicher Bankiers, bei den schönen Frauen Venedigs. Von der Renaissance möge uns der Weg in die launige, verschnörkelte Welt des Barock, von dort in das anmutige Reich des Rokoko führen. Bilder im Stile Watteaus und Lancrets sollen an unseren Augen vorüberziehen und Molières Welt soll vor uns lebendig werden. Wir belauschen die französischen Damen beim Tanz und Spiel, bei geistreicher Unterhaltung und koketem Flirt; wir teilen liebenswürdig die galanten Neigungen ihrer Kavaliere und plaudern darüber beim Tee im Boudoir oder Salon; wir sind überall zugegen, wo sich zarte Beziehungen anknüpfen und Amor den schelmischen Zuschauer spielt. Und nicht auf Frankreich allein

beschränken wir unsere Beobachtung; bis nach Sanssouci und in das Haus der Gottschedin verfolgen wir den Geist des Rokoko. Dann wollen wir im Kreise der schönen Seelen verweilen und an ihrem sinnigen Freundesweben uns erbauen. In Weimar halten wir gern eine längere Rast. Und dann immer weiter, kreuz und quer durch Europa, nach Wien, nach Paris, nach Berlin, kurzum überall hin, wo sich im XIX. Jahrhundert noch feinfühlige gesellige Menschen regen. Und wo sie erlischt, diese Kunst der Geselligkeit, da sei das Endziel unserer Wanderung.

Renaissance.

Die Renaissance ist die Wiege des Salons. Mit dem Eintreten dieser wichtigen Kulturerscheinung in den Gang der Geschichte beginnt ein völlig neuer, von der vorangegangenen Epoche unterschiedener Geist gesellschaftlicher Bildung sich zu entfalten. Die Geselligkeit des Mittelalters stand völlig unter dem Einfluß des Rittertums. Sie trug den Charakter aristokratischer Exklusivität und wahrte streng den Standesunterschied. Ihre Richtlinie wurde fast ausschließlich durch das Turnier bestimmt.

Dieses ändert sich mit dem herandämmernden Zeitalter des Rinascimento. Indem das persönliche Verdienst zum Kennzeichen der Nobilität erhoben wird, verblassen die Grenzen der einzelnen Stände, lockert sich die Geschlossenheit des bis dahin dominierenden Adels.

Ein anderer Separatismus tritt jetzt in Aktion, einer, der sich ganz allein auf die Stärke des Individuums stützt. Der Mensch gelangt zur Erkenntnis seines persönlichen Wertes, mit anderen Worten, er wird sich der Größe seines Menschentums bewußt. Welche Willens-

freiheit, welches Verfügungsrecht über sich selbst liest man aus den Worten des Pico da Mirandola heraus, die er in seiner Abhandlung über die „Würde des Menschen" Gottvater in den Mund legt! „Ich habe dich weder himmlisch noch irdisch gemacht, weder sterblich noch unsterblich, damit du dein eigener Bildner und Erzieher seiest, zu welchem Bild und Wesen du willst. Du kannst zum Tier entarten, — du kannst aufsteigen zu Gott." Die Bewunderung für den Menschen, vor allem für die Macht seiner Persönlichkeit erhält eine Größe, daß man nichts Höheres und Ergreifenderes als diese kennt. Und das ist es auch, was die Dichter und Künstler von Dante und Petrarca bis zu den Meistern der Hochrenaissance mit so gewaltigem Gefühl durchdringt: Der Glaube an die Herrlichkeit des Menschen, jene Herrlichkeit, die nicht in dem Begriff der Gesamtheit, sondern in den einzelnen auserwählten Individuen zur Vollendung gelangt. Kein Wunder, wenn dieser Persönlichkeitskultus einen neuen aristokratischen Separatismus heraufbeschwört, der wohl nirgends deutlicher als in den folgenden Worten Petrarcas zum Ausdruck gelangt: „Mein Bestreben war vor allem immer das, der Menge so unähnlich wie möglich zu werden. Darnach trachte ich immerdar. Ich würde mich am glücklichsten schätzen, das ganze Gegenteil von ihr zu werden."

Petrarcas Stimme ist nur eine für viele. Wo jeder einzelne das Bestreben hat, den Wert seiner Persönlichkeit auf die Wagschale des Lebens zu legen, wo Geburt und stolzes Ahnenbewußtsein aufhören, aus-

schlaggebende Kriterien menschlichen Wertes zu sein, wo Talent, Reichtum und Bildung selbständige Bedeutung gewinnen, da müssen auch natürlich die Lebensformen sich ändern, können die vorhandenen mittelalterlichen Sitten und Gebräuche den höheren Ansprüchen nicht mehr genügen. Wie sich die äußere Lebensart verfeinert und verschönert und wie man immer mehr auf Toiletten und Moden zu achten beginnt, — denn jeder sucht seine Vorzüge auch nach außen geltend zu machen — so nimmt zugleich die Geselligkeit abwechslungsreichere und subtilere Formen an; sie erhält den Charakter eines Kunstwerks, an dem jeder mitgestalten hilft.

Einen nicht geringen Einfluß auf diesen Umschwung üben die Frauen aus. Berücksichtigt man den Unterschied zwischen dem Frauenideal des XIII. und dem des ausgehenden XIV. Jahrhunderts, so wird einem schon der große sich hier vollziehende Entwicklungsprozeß deutlich offenbar. Was verlangt das Mittelalter von der idealen Frau? Keuschheit, Frömmigkeit, Mildtätigkeit, heitere Sinnesart, Zärtlichkeit gegen den Gatten, liebevolles Besorgtsein um die Kinder und Wohlbewandertsein in den Hausstandpflichten. Damit ist jedoch das Programm erschöpft. Zwar soll die Bildung nicht völlig ausgeschaltet werden — außer Lesen und Schreiben sind etwas Gesang, Lautenspiel und Tanz allerdings nicht notwendige, doch immerhin angenehme Beigaben —, aber mehr als Wissen gilt die sittliche Würde der Frau. Dante eiferte gegen die Sittenlosigkeit der Florentinerinnen und hielt ihnen als Vorbilder jene Frauen vor, die ihr Glück in der Häuslichkeit suchten und in der Beschäftigung „mit

Knäuel und Spinnrad" ihre Unterhaltung fanden. Philippo di Novara erachtete es für ratsam, die Frauen immer nähen und spinnen zu lassen, damit sie nicht das Lesen und Schreiben erlernten. Und ein anderer Zeitgenosse, Franscesco da Barberino, meinte sogar, man dürfe die Mädchen nie in Berührung mit Schreibheften und Lesebüchern bringen, denn ihre Reinheit könnte darunter leiden.

In diese herrschende dunkle, mönchstheologische Anschauung brachte erst Boccaccio ein aufklärendes Licht. Er war es, der die Frau aus der engen Häuslichkeit hinausführte und ihr die Tore der großen Welt öffnete. Es ist eines der hervorstechendsten Merkmale des „Decamerone", daß der Verstand der Frau fortwährend mit dem des Mannes rivalisiert, und daß ersterer sogar häufig als Sieger hervorgeht. Ein Moment, das von der hereinbrechenden Renaissance geboren wird: das Recht der freien Betätigung des Individuums, ohne Rücksicht auf das Geschlecht! Die Frau erwacht nun aus der konventionellen Gebundenheit, in die sie durch vorhergegangene Jahrhunderte hineingezwungen worden war. Sie beginnt sich jetzt ihres Repräsentationswertes bewußt zu werden; sie gewinnt Einfluß auf das öffentliche Leben; sie tritt in Wetteifer mit den Männern der Wissenschaft und Kunst und erobert sich allmählich eine gleichberechtigte Stellung neben dem Manne, so daß der Graf Castiglione, als er zu Beginn des XVI. Jahrhunderts das Ideal vom vollkommenen Hofmanne aufstellt, bereits den Satz prägen darf: „Alle Dinge, welche die

Männer begreifen können, eben dieselben können auch die Frauen verstehen."

Dieser geistige Aufschwung der Frau ist nicht etwa im Sinne einer modernen Emanzipation zu verstehen. Die Gleichberechtigung der Geschlechter war hier etwas Selbstverständliches, weil die neue Bildung nicht nur die Männer sondern auch die Frauen völlig in ihren Bann zog, und es ist darum leicht begreiflich, daß große Italienerinnen es als höchste Anerkennung empfanden, wenn man von ihnen sagte, sie besäßen einen männlichen Geist und ein männliches Gemüt. „Der Titel einer ‚virago', den unsere Zeit für ein sehr zweideutiges Kompliment hält," sagt Jakob Burckhardt sehr treffend, „war damals reiner Ruhm."

Natürlich versucht es die Frau, sich besonders dort hervorzutun, wo sie das meiste Anrecht dazu besitzt, wo es ihr verhältnismäßig auch am leichtesten fällt — im Bereich des Salons. Nun tritt sie in den Mittelpunkt des geselligen Lebens, das sie bald fast unbeschränkt beherrscht. Ein neuer Frauendienst bildet sich aus, der jedoch weit entfernt ist von jener sklavischen Form, die durch das Verhältnis des Ritters zu seiner Dame gezeitigt wurde: Der Mann sucht mehr mit Noblesse und Verstand, als mit persönlicher Devotion und Waffentat dem schönen Geschlechte zu imponieren.

Die Anfänge dieser neuen sich entwickelnden Salongeselligkeit machen sich am auffälligsten an dem Hofe König Roberts in Neapel bemerkbar. Dieser Anjou, der stets einen Kreis von Philosophen und Dichtern um sich hat, besitzt Sinn für eine feinere Form der Unter-

haltung. Hier in Neapel fließt das Leben in Festen, Maskenscherzen, Gesang, Tanz und in anderen Vergnügungen heiter dahin. Hier mangelt es nicht an schönen und klugen Frauen, die auch für gelehrte Gespräche ein aufmerksames Ohr haben. Hier schwärmt Boccaccio für Donna Maria, die natürliche Tochter des Königs, und verherrlicht sie als Fiametta. Hier sammelt er den Stoff für einen großen Teil seiner anmutigen und schelmischen Novellen. Und hierher pilgert schließlich Petrarca, um aus den Händen des Königs die Ernennung zum Magister entgegenzunehmen. Es ist die erste große Ehrung; bald folgt ihr eine größere — die Dichterkrönung auf dem Kapitol.

Man spürt aus allem hier waltenden geselligen Treiben den Hauch einer neuen Zeit. Wohl halten sich die Frauen noch etwas in der Reserve. Sie fühlen sich geistig noch nicht gerüstet genug, um mit kluger Rede und Gegenrede an der Unterhaltung teilzunehmen. Aber es währt nicht mehr lange, und sie haben es gelernt! Es sind kaum fünfzig Jahre verstrichen, da finden bereits in der Villa des Antonio Alberti vor der Porta S. Niccolò von Florenz Zusammenkünfte mit Frauen statt, bei denen über Philosophie, Moral, Medizin und Politik eifrig disputiert wird und bei denen die geistreiche Cosa das Wort führt.

Die höchste Form der Renaissancegeselligkeit wird hier zwar noch nicht erreicht, aber der Weg bis zu ihr ist nicht mehr weit. Und dann sprießt sie plötzlich in der zweiten Hälfte des Cinquecento an allen Ecken und Enden Italiens in ungeahntem üppigen Wachstum empor,

überall dort, wo Frauen von Geist und Talent hervortreten, um die sich ein Kreis bedeutender und geistreicher Menschen sammelt, wie in Mantua, Ferrara und Urbino, wo das Gespräch oder die Debatte über irgendeinen Gegenstand zu einer besonderen Kunst erhoben werden, wo Belesenheit in den Schriften antiker Autoren zum unumgänglichen Erfordernis einer anmutigen Unterhaltung gehört, wo Bildung und Geselligkeit sich zu einem untrennbaren Begriff verbinden.

Die göttliche Isotta und ihr Kreis.

Es war ums Jahr 1278. Da durcheilte eine Schreckensnachricht ganz Italien und versetzte alle Gemüter in Aufregung. In dem kleinen Rimini an der Adria, wo der machtvolle und tapfere Malatesta da Verucchio residierte, hatte sich eine furchtbare Tragödie abgespielt. Verucchios Sohn Giovanni hatte seinen Bruder getötet. Bald wurden auch die näheren Umstände dieses Mordes bekannt. Sie pflanzten sich fort von Mund zu Mund, und je weiter sie ins Land drangen, desto farbiger schmückte sie die Volksphantasie mit märchenhaftem Beiwerk aus. Das eine war gewiß: Giovanni warf ein Auge auf die liebliche Francesca da Polenta in Ravenna; da er jedoch sehr häßlich war und obendrein lahmte, übernahm Paolo, wegen seines stattlichen Außern der „Schöne" benannt, auf Bitten des Bruders die Rolle des Brautwerbers. Aber aus dem Spiel wurde Ernst; Paolo erglühte in leidenschaftlicher Liebe zu seiner reizenden Schwägerin und fand ihre Zuneigung; es spann sich ein zartes Verhältnis an, das jäh zerriß, als einmal in einer unbewachten

Schäferstunde der eifersüchtige Giovanni die Liebenden überraschte und, von Zorn übermannt, den Nebenbuhler niederstieß. Der Volksmund wußte noch zu berichten, Francesca habe sich zwischen die Brüder geworfen und sei dabei von dem Dolch des Gatten getroffen worden, so, in gemeinsamem Tode mit dem Geliebten ihr Verbrechen sühnend, das nur in einem unschuldigen Kusse bestanden hätte.

Auf den jungen Dante, der seine Liebe zu Beatrice damals schon im Herzen trug, machte diese tragische Begebenheit einen unauslöschlichen Eindruck. Sie grub sich so tief in sein Gemüt ein, daß er sie nicht vergessen konnte. Als er sein großes Lebenswerk zu schreiben begann, lebte sie noch immer in seiner Erinnerung, und sie schwebte ihm vor, als er die ergreifenden Verse in dem sechsten Gesang der „Hölle" niederschrieb:

Wir lasen einst, da es uns Freude machte,
Welch Leid dem Lanzelot die Liebe schickte —
Wir waren ganz allein — und keiner dachte

An Arges; doch beim Lesen öfter blickte
Auge ins Aug', und machte uns erbleichen —
Und *eine* Stelle war's die uns verstrickte.

Wir lasen: wie er sehnsuchtsvoll den weichen,
Lächelnden Mund geküßt — und mein Begleiter,
Mir ewig treu, wagt zitternd mir zu reichen

Auch seinen Mund zum Kuß! — So ward ein zweiter
Galeotto uns das *Buch* und der's gedichtet!
An diesem Tage ... lasen wir nicht weiter ..."

* * *

Zwei Jahrhunderte sind vergangen, und wieder ist Rimini der Schauplatz eines Brudermordes. Aber diesmal weckt die Kunde keine Teilnahme mehr im Volke, denn die Zeiten haben sich geändert: Die Gemüter sind an solche Bluttaten schon gewöhnt. Der Sohn der schönen Isotta degli Atti, den Sigismondo Malatesta zum Thronerben erkoren hat, fällt dem ehrgeizigen Bastardbruder Roberto zum Opfer; sie selbst wird von dem Gift des heimtückischen Usurpators hinweggerafft. Schleier der Vergessenheit, die nur zuweilen ein Historiker lüftet, verhüllen dieses von leidenschaftlicher Machtbegierde heraufbeschworene Ereignis, während jenes andere, um welches tragische Liebe einen romantischen Zauber wob, noch heute allen gegenwärtig ist. Seltsame Schicksalsfügung war es, daß bei jeder dieser Tragödien eine schöne Frau ihre Hand im Spiel hatte. Francescas Name ist durch Dante zur Unsterblichkeit gelangt, Isotta, die bedeutendere von beiden, fand nicht den Sänger, der sie dieses Glückes teilhaftig machte. Aber wer einmal der kleinen Küstenstadt an der Adria seinen Besuch abstattete und in der Kirche San Francesco weilte, dem fiel gewiß auch ein schlichtes, durch seine Nüchternheit und Einfachheit fast originell wirkendes Grabmal auf. Es ist jener von Ciuffagni in der Mauer der Kapelle des Erzengels Michael aufgestellte Sarkophag, der von zwei Elephanten, den Wappentieren der Malatesta, gestützt wird und die Inschrift trägt:

„Der göttlichen Isotta von Rimini geweiht 1450."

Über Francesca wissen wir nur, daß sie schön, liebreizend und anbetungswürdig gewesen ist. Isotta da-

gegen genießt außer dem Ruf ihrer Schönheit und Anmut auch den der Klugheit und Bildung. Sie war vielleicht überhaupt die erste Frau, die mit Bewußtsein sich als Herrscherin eines literarischen Kreises fühlte. Ihre Zeitgenossen nennen sie die „schöne" Isotta. Wir würden sie heute nicht so nennen. Ein Gesicht mit scharf ausgeprägten männlichen Zügen, hoher Stirn, stark vorspringender Nase, das auf einem mageren knochigen Halse sitzt — so geben es wenigstens die Medaillen des Matteo da Pasti und Pisanello wieder. Aber die Renaissance hatte ihr eigenes Gefühl für Schönheit. Nach den Anschauungen der damaligen Zeit galten auch Catarina Sforza und Lucrezia Borgia für große Schönheiten, was die überlieferten Porträte keineswegs bestätigen. Gefällige Körperhaltung und anmutige Bewegung fielen eben damals bei der Beurteilung der weiblichen Reize so schwer ins Gewicht, daß sie für Merkmale der Schönheit angesehen wurden. Darum ist wohl anzunehmen, daß Isotta ebenfalls mehr durch die Anmut ihrer Gestalt und ihres Betragens als durch die Vorzüge ihres Gesichtes Aufsehen erregte.

Immerhin muß diese Frau etwas ungemein Fesselndes in ihrem Wesen gehabt haben, da sie es fertig gebracht hat, eine Kraftnatur wie Sigismondo Malatesta sich zu Füßen zu schmeicheln, jahrelang sich von ihm gleich einem schmachtenden Liebhaber umwerben zu lassen und schließlich gar von der Geliebten zu seiner rechtmäßigen Gemahlin emporzusteigen. Daß er sie leidenschaftlich geliebt hat, bestätigt sogar Sigismondos Feind Pius II. Aber selbst ohne dieses päpstliche Zeugnis glau-

ben wir an Sigismondos Liebe, die gewiß auch die einzige in seinem ruchlosen Leben war. Seinen Frauen, Genoveva d'Este und Polyxena Sforza, die er beide umgebracht haben soll — was jedoch nicht erwiesen ist — hat er jedenfalls keine Grabdenkmäler errichtet; doch für seine Isotta baute er nicht nur jenes nüchterne Monument, sondern ließ sie obendrein in Stein hauen, auf Medaillen prägen und besang ihre Schönheit schließlich wie der verliebteste Rokokoschäfer mit den schwülstigsten Schmeichelversen. Unerschöpflich scheint seine Phantasie im Erfinden von Kosenamen. Bald nennt er sie „mein schneeweißes unschuldsvolles Turteltäubchen", bald „meine schöne freundliche hochgemute Seele", bald „mein klares gütiges Engelsantlitz", bald „mein Röschen", „Zierde Italiens" usw. Wenn er ihre Reize in lauten Tönen preist, so braucht er das Bild von den Sonnenstrahlen, die da erlöschen, sobald sie den Strahlenglanz der Geliebten gesehen, ein Bild, das den Renaissancedichtern sehr geläufig war. Kurzum er feierte Isotta wie ein zweiter Petrarca.

Sigismondo Malatesta in der Rolle eines Seladon! Ein merkwürdiges Bild, wenn man bedenkt, daß dieser Mann an Verbrechergesinnung einem Cesare Borgia nicht nachstand, daß er ein Wüstling war, der die Ehre einer Frau für nichts achtete, wenn es galt, seine sinnliche Gier zu befriedigen; ein Raubtier in Menschengestalt, das vor keinem Mittel und Weg zurückscheute, um ein festgesetztes Ziel zu erreichen. Freilich sind Sigismondo auch unzählige Greuel angedichtet worden, namentlich in der Schmähschrift, die sein ärgster Feind Pius II.

gegen ihn richtete. Aber trotz aller hier aufgehäuften Übertreibung, bleibt er doch einer der größten Sünder der Geschichte. Hätte Dante Sigismondo erlebt, würde er ihn in den siebenten Kreis der Hölle verbannt haben, wo die Mörder und Tyrannen in einem mit kochendem Blute angefüllten Becken ihre Missetaten büßen.

Und doch gehörte dieser skrupellose Bösewicht zu den aufgeklärtesten Köpfen jener Zeit. Ein Mensch, dem Bildung und Umgang mit Gelehrten ebenso Bedürfnis waren, wie Kriege und Raubzüge. In seiner Person vereinigten sich in seltsamer Mischung Soldat, Dichter, Philosoph, Humanist und Mäzen. Selbst Pius II. hat ihm diese seine geistigen Vorzüge nicht abgestritten. Er, der den Herrn von Rimini exkommunizierte und bekriegte, sagte über Sigismondo, er sei ein Kenner der Historien und besäße eine große Kunde der Philosophie; zu allem, was er in Angriff nähme, scheine er geboren zu sein. In seiner stark ausgeprägten Ruhmsucht ein echter Renaissancemensch, tat Sigismondo alles, was irgendwie seinem Namen über den Tod hinaus zur Verherrlichung dienen konnte, erbaute eine trotzige Burg, die Rocca Malatestiana, schmückte mit wertvollen allegorischen Gemälden die Kirche San Francesco, zu deren Umbau er Marmormassen aus Istrien herbeischleppen und San Apollinare in Ravenna um seine kostbaren Steinschätze berauben ließ, berief namhafte Gelehrte und eine Unzahl Dichter an seinen Hof und sorgte, daß die kleine Residenz in jeder Richtung eine achtbare Stellung in Italien sich errang. Diejenige jedoch, die ihm bei diesem Bestreben assistierte, die unmittelbaren Anteil hat

an der geistigen Regsamkeit, welche sich hier entfaltete, war Isotta, „die Zierde Italiens", die vielgepriesene Dichterin von Rimini.

Diese gefeierte Sappho hat, obzwar Apoll ihr die Dichterkrone zuerkannt haben soll, keinen einzigen Vers hinterlassen, hat nicht einmal zu schreiben vermocht. Doch soll letzteres nicht als Wertmesser ihrer Bildung gelten. Es gab damals viele bedeutende Männer und Frauen, die mit dem Federkiel nicht umzugehen verstanden. Trotzdem konnten sie im Gespräch und vom Anhören vorgetragener Lektüre sich recht gediegene Kenntnisse erwerben, wenn sie sonst über einen klaren Verstand verfügten. Isotta war zweifellos ein kluges, umsichtiges, scharfblickendes Weib. Das wird durch mancherlei bezeugt: Durch ihr verständnisvolles Erfassen des äußerst schwer zu nehmenden Sigismondo, durch die vornehme Nachsicht, mit der sie seine zahlreichen Liebschaften duldete, durch die wahrhaft heroische Opferwilligkeit, die sie bekundete, als schlimme Zeiten über Rimini hereinbrachen, auch durch das staatsmännische Geschick, das sie, wenn die Condottierenpflicht ihren Gatten fortrief, während seiner Abwesenheit an den Tag legte.

Wir wollen auch gern glauben, daß Isotta an dem Humanismus regen Anteil nahm, nur der maßlosen Überschätzung, in der die Berichte der Zeitgenossen über ihre Bildung gipfeln, die sie zu einem Universalgenie und zu einer Wissenschaftlerin ersten Ranges erheben, treten wir entschieden entgegen. Mit einer Isabella d'Este oder Isotta Nogarola vermochte sie nicht in Bildungsdingen zu konkurrieren. Sie gehörte vielmehr zu

Villa Medicea in Careggi

jenen Frauen, die gegen Ende des Jahrhunderts sich zu einem ziemlich bestimmt ausgesprochenen, über ganz Italien verbreiteten Typus entwickelten, die durch Verknüpfung von Anlage, äußerer Anmut, Liebenswürdigkeit, guter Sitte, eifriger Anteilnahme an Zeitfragen, geschickter Beherrschung gesellschaftlicher Formen den Eindruck einer völlig in sich abgeschlossenen vielseitigen Bildung erweckten, Frauen, denen — um mit Jakob Burckhardt zu reden — es vor allem darauf ankam, bedeutenden Männern zu imponieren und deren Willkür in Schranken zu halten.

Es gibt eine Sammlung von Gedichten, die sogenannten „Isottai", in denen die allmächtige Geliebte Sigismondos besungen und gefeiert wird. Solche Sammlungen waren in der Renaissance, in der das Dichten von der gebildeten Welt sportsmäßig gepflegt wurde, keine große Seltenheit. Als Lucrezia Borgia nach Ferrara kam, wuchsen die ihr dargebrachten Vershuldigungen ebenfalls zu einer so umfangreichen Masse an, daß eine Sammlung notwendig erschien. Literarische Werte darf man in dieser Engrosdichtung nicht suchen, höchstens kulturhistorische, denn im Grunde genommen handelte es sich ja doch stets um das eine — die Gunst des regierenden Fürsten, Ämter und Ehren zu gewinnen, und dieses glaubte man am ehesten zu erlangen, wenn man der Herzensdame seines Patrons recht schmeichelhafte Huldigungen darbrachte. So triefen auch die Isottai von verlogenen Begeisterungsausdrücken, liebedienerischen Redensarten und hohlen Schmeichelphrasen. Aber sie erreichten ihren Zweck: Mancher der Verfasser dieser schwül-

stigen Panegyrici ersang sich ein Landgütchen oder einen gut besoldeten Posten. Es ist erstaunlich, wie leicht Sigismondo sich durch diese Schmeichler ins Garn locken ließ. Kommt da einer, verhungert und zerlumpt, hat kaum das Notdürftigste auf dem Leibe, trägt dem „rex" — so hieß der Malatesta unter den Poeten — ein paar begeisterungstrunkene Hexameter zu Ehren Isottas vor, und schon hat ihn Sigismondo in sein Herz geschlossen. Beglückt zieht er von dannen; er weiß, daß ihm reicher Lohn winkt und daß er, wenn Fortuna ihm ihre Hand reicht, vielleicht gar einmal seine sterblichen Reste in einen der Sarkophage von San Francesco betten darf.

Solche Bettlerpoeten, die alle von der Freigebigkeit des großen Condottiere angelockt wurden, überfluteten förmlich den Hof von Rimini. Aber es wäre falsch, sich vorzustellen, daß der Kreis der göttlichen Isotta nur aus dergleichen Parasiten bestanden habe. Es waren auch viele angesehene Männer der Wissenschaft und Kunst in Isottas Salon zu finden. Im großen und ganzen überwog das philologische Element, wie überhaupt an den Höfen der Frührenaissance. Infolgedessen gab es in der „Rocca Malatestiana", wo man sich zu den Disputationen versammelte, auch viel Zank und Hader, denn die Philologen sind von jeher ein zanksüchtiges Geschlecht gewesen und haben diese Eigentümlichkeit bis in unsere Tage beibehalten. Die Streitigkeiten wurden meist in der Form eines literarischen Turniers ausgefochten. (Welch ein Wandel der Zeit: an die Stelle der Lanze war das Wort getreten!) Das hartnäckigste Turnier spielte sich zwischen den beiden Dichtern Basinio und

Porcellio ab. Basinio, auch einer von denen, die ihre Ruhestätte im Tempio Malatestiano fanden, ein Parmese von Geburt, war ein Schüler des berühmten Vittorino da Feltre. Schon als Zwanzigjähriger erhielt er eine Professur der Beredsamkeit in Ferrara. Er vertauschte seinen Aufenthalt jedoch bald mit Rimini, wo er durch seine überschwenglichen, Isotta und Sigismondo preisenden Lobgedichte, bald zu einer persona gratissima bei Hofe aufrückte, eine Ehrenstellung, die äußerlich noch dadurch Glanz erhielt, daß sein Gönner ihm ein Gut und eine schöne Villa schenkte. Er muß aber sehr verschwenderisch gelebt haben, denn als er starb, hinterließ er nichts, und die Witwe war sogar gezwungen, sein einziges Pferd zu verkaufen, um die Begräbniskosten zu bestreiten. Mit diesem, in so hohem Ansehen stehenden Hofpoeten wagte Porcellio einen Wortstreit aufzunehmen. Nach der Stellung, die Basinio in Rimini behauptete, konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß er als Sieger aus diesem Wortgefecht hervorgehen würde. Der ganze Streit drehte sich darum, ob man ein guter lateinischer Dichter sein könne, ohne Kenntnis im Griechischen zu besitzen. Porcello meinte, das Griechische sei nicht notwendig, während Basinio die gegenteilige Ansicht vertrat. Die beiden Gegner kämpften mit wutentbrannter Erbitterung und schleuderten sich gegenseitig die derbsten Schmähungen und Kraftausdrücke ins Gesicht. Der wahre Sachverhalt ging in dieser Schimpfwörterflut völlig unter. Wer nun eigentlich der „Gesinnungstüchtigere" und „Geistesgrößere" von beiden war, ist nicht zu ersehen; jedenfalls mußte Porcellio und ebenso sein Sekundant Tommaso

Seneca das Feld räumen. Gedemütigt und geschlagen verließen sie die Stadt.

Zu den Poeten, die Isotta umschmeichelten, gehörte auch ein gewisser Giusto de' Conti, der ebenfalls seine Ruhestätte in San Francesco gefunden hat. In ihm lernen wir einen Mann von gediegenem Wissen und feinen gesellschaftlichen Formen kennen. Man merkt es ihm an, daß er an dem gebildeten Hofe Nikolaus V. längere Zeit geweilt hatte. Sigismondo war schon längst auf ihn aufmerksam geworden und hieß darum die Gelegenheit willkommen, als Giusto im Auftrage des Papstes in Rimini erschien, um Malatesta und Federigo Montefeltre, die damals in Fehde miteinander lagen, zu versöhnen. Mit seiner geschmeidigen Beredsamkeit wußte Sigismondo den Gast so zu umgarnen, daß dieser in Rimini blieb. Giusto war ein Lyriker, der zuweilen recht zarte innige Töne in seinen Gedichten anschlagen konnte. Am bekanntesten sind jene geworden, in denen er die schönen Hände seiner Geliebten besang, weswegen er auch der Dichter der „schönen Hand" genannt wurde. Außer diesem gab es nun noch eine ganze Menge Poeten zweiten und dritten Grades, die um Isotta herumscharwenzelten. Das Dichten lag an diesem Hofe so in der Luft, wirkte so ansteckend auf viele Gemüter, daß selbst nüchterne Männer, wie der Militäringenieur Roberto Valturio, der ein Buch über Kriegswesen schrieb und sich sonst nur mit trockener Gelehrtenarbeit beschäftigte, sich zu Hymnen auf die „göttliche Isotta" hinreißen ließ.

So dichteten und sangen alle hier um die Wette, und es schien fast, als ob Rimini dazu ausersehen worden

wäre, die Rolle eines italienischen Parnasses zu spielen. Die Anfänge dazu waren gemacht; aber es blieb nur bei diesen Anfängen, die wirklich Großen jener Zeit mieden den Hof des Malatesta oder kamen, wie z. B. Filelfo und Manetti, nur besuchsweise hin. Der Mäzenatenruf der Mediceer lockte die bedeutendsten Männer nach Florenz.

Als nun gar der Herr von Rimini und die „göttliche Isotta" das Zeitliche segneten, tauchte die kleine Residenz an der Adria wieder in jenes Dunkel der Vergessenheit unter, aus dem Sigismondo sie hervorgezerrt hatte. Nur wenige Jahrzehnte vergingen, da rückte Cesare Borgia vor die Mauern von Rimini und eroberte mit leichter Hand die Stadt, die der schwächliche, seines kriegerischen Geschlechts völlig unwürdige letzte Sproß der Malatesta Pandolfaccio feige im Stich ließ. So fand die Sehnsucht früherer Päpste nach dem Besitz dieses kleinen Landes unter Alexander VI. ihre Erfüllung.

Die Symposien in Careggi.

Wenn der Frühling in das Tal des Arno kommt und aus seinem Füllhorn das Land ringsum mit reichen Gaben segnet, scheint es, als ob Florenz sich seiner ganz besonderen Huld erfreut, denn wie eine Märchenkönigin in glitzerndem Diadem und farbenschimmernden Prachtgewand erstrahlt es unter seiner schmückenden Spenderhand. Die ganze Gegend verwandelt sich in ein einziges wogendes Blumengefilde, das von den Füßen der Stadt bis hinauf zu den Häuptern der umliegenden Berge reicht. Das Auge würde bald ermüden beim Anblick dieses feenhaften Farbenteppichs, wenn nicht die starren dunklen Obelisken der Zypressen und die leuchtenden, an den Berghängen hingelagerten Marmorvillen eine angenehme, beruhigende Abwechslung in das bunte Bild trügen. Wohin der Blick nur schweift, überall stehen herrisch und selbstzufrieden diese weißen Villen, wie Hüterinnen eines geheimnisvollen Märchenlandes: Einzelne unter ihnen in neuzeitlichem Kleide, leicht und schlank gebaut, andere wiederum altertümlich, massig, mit steifen ausgezackten Kronen auf den Häup-

tern. So zeigt sich an diesem Stilgemisch, daß von altersher die Berge hier mit Villen geschmückt waren, und es bestätigen sich die Worte jenes Schriftstellers aus dem XV. Jahrhundert, der bei der Beschreibung der Arnostadt als Charakteristikum hervorhob: „Um Florenz liegen viele Villen in kristallheller Luft, in heiterer Landschaft und herrlicher Aussicht; da ist wenig Nebel, kein verderblicher Wind; alles ist gut, auch das reine, gesunde Wasser; und von den zahllosen Bauten sind manche wie Fürstenpaläste, manche wie Schlösser anzuschauen, prachtvoll und kostbar."

Viele dieser palastartigen Landhäuser, die heute ein etwas zerzaustes und verschlafenes Aussehen haben, wenn man sie näher betrachtet, sind mit dem Namen Medici eng verknüpft: so die aristokratische, am Abhang unter Fiesole befindliche, jetzt zubenannte Villa Spence, ferner die malerische, an dem Wege nach Pistoja gelegene Villa von Poggio a Cajano, die Lorenzo Magnifico zu seinem Lieblingsaufenthalt erkoren hat, die Villen von Cafaggiulo und endlich die schönste unter ihnen, das durch Reichtum und Anmut der Umgebung am meisten ausgezeichnete Landhaus von Careggi. Michelozzo hat es für Cosimo den Alten erbaut, damit er hier, in der ländlichen Einsamkeit, von Staatsgeschäften und Werktagsgetriebe ausruhen und seinen wissenschaftlichen Neigungen ungestört leben könne. Fürwahr, kein besserer Zufluchtsort vor den Sorgen des Alltags läßt sich denken, als diese von Gärten umschlossene, mit weit umfassendem Blick ins Arnotal herniederschauende Villa. Trotz ihres festgefügten, burgartigen Gemäuers geht ein wunderbarer

Frieden von ihr aus. Und sie war auch stets eine Heimstätte des Friedens. Hier verlebte ihr Erbauer seine heitersten und glücklichsten Tage; hier pflog sein Enkel Lorenzo tiefgründige philosophische Gespräche; hier fanden sie beide ihren letzten Frieden, den Frieden des Todes.

* * *

Careggi! Kein Name ist inniger mit den Mediceern verwachsen als dieser. Wie eine Sonne leuchtet er über der Geschichte ihres Geschlechtes, eine Sonne, an deren Wärme und Licht wir heute noch unsere Freude haben. Fast möchte man glauben, besondere Schicksalsgunst hätte diese kleine Villa zur Geburtsstätte einer neuen Zeit ausersehen. So überraschend neu und fremd scheint uns der Geist, der hier geboren wurde. Wo gab es sonst bis dahin die beispiellos virtuose Lebenskunst, wie sie sich in den Räumen dieses Landhauses entfaltete? Wo zeigte sich vorher ein solches Talent zum verfeinerten Genießen von Liebe und Freundschaft, Spiel und Musik, Wissenschaft und Dichtung, Vortrag und Gespräch? Kein Wunder, daß der junge Prinz Galeazzo Sforza bei seinem Besuche im April 1459 über diese in Careggi gepflegte Art der Geselligkeit in Staunen geriet und den Eindruck in einem Briefe an seinen Vater schilderte: „Ich ging nach Careggi," schreibt er, „einem schönen Palaste Cosimos, den ich in allen Teilen sah und der mir außerordentlich gefiel, sowohl wegen der Anmut der wahrhaft prächtigen Gärten, wie wegen des würdigen Baues selber, der in bezug auf Gemächer, Küchen, Säle und die ganze Einrichtung zu den besten Wohnungen der

Cosimo de Medici

Bildnis von Pontormo

Stadt gehört. Ich speiste dort mit der ganzen Familie, Giovanni Cosimos Sohn ausgenommen, der sich nicht an meiner Tafel niedersetzte, weil er für den Dienst bei Tische sorgte. Nach der Mahlzeit ging ich mit der gesamten Gesellschaft in ein Gemach, wo wir Maestro Antonio zu der Guitarre singen hörten, von dem ich glaube, daß er Euer Excellenz wenn nicht persönlich, so doch dem Namen nach bekannt ist. Er begann mit den ersten Taten Eurer Excellenz und fuhr dann mit dem Gesange fort, bis er mit meinem Lobe endete. Er trug mit einer solchen Anmut und Würde vor, daß vielleicht kein anderer Dichter und Redner der Welt, ausgenommen Lucan und Dante, größere Virtuosität und Gewandheit hätten an den Tag legen können, — so anmutig war das Gemisch von alten Geschichten und zahllosen alten Römernamen, Fabeln und Dichtungen und Namen aller Musen. Nachdem ich dieses angehört hatte, fand ich eine wahrhaft schöne Frauengesellschaft. Da waren die Frauen Pieros und Giovannis, eine erwachsene Tochter des ersteren, die Frau Pier Francescos und eine junge Strozzi, von der ich nicht weiß, ob sie die Schönste der Stadt ist, die aber jedenfalls wenigen nachsteht. Auch einige Landmädchen waren da, und alle diese tanzten nach florentinischer Weise heiter und anmutig."

Nicht immer war ein solcher Kreis schöner Frauen, wie die kluge Lucrezia Tornabuoni, Lorenzos Mutter, die holdselige Maria Ginevra degli Alessandri, Giovannis Gemahlin, die eben wie eine Maienknospe erblühende Bianca, Cosimos Enkelkind, und die reizende Strozzi, in der anmutigen Villa von Careggi zu finden. Nicht

immer tönte süßes Frauenlachen durch die prächtig ausgestatteten Räume, sangen Dichter das Lob der Anwesenden zur Guitarre, tanzten hübsche Toscanerinnen eine „florentina". Es gab auch gesellige Tage, an denen die holde Weiblichkeit in dem kleinen Schlößchen fehlte. Dann kamen würdige Männer mit ausgeprägten Gelehrtengesichtern, in weite faltige Mäntel gekleidet, ließen sich an einer Tafel nieder und begannen ernste wissenschaftliche Gespräche untereinander zu führen. Der jüngste unter ihnen war gewiß Marsilio Ficino; nichtsdestoweniger führte er das Wort an erster Stelle. Er rühmte sich nicht umsonst dessen, daß Cosimo sein zweiter Vater sei. Und er hatte recht; denn Cosimo liebte ihn wie einen Sohn. Er wollte ihn stets in der Nähe haben; darum schenkte er ihm einen Pachthof in der Nähe von Careggi. Selbst in seinen letzten Stunden mußte Marsilio zugegen sein und ihm durch Vorlesen das Sterben erleichtern. Die Zahl derer, die Cosimo nach seiner Villa lud, war groß. Als Papst Eugen IV. im Streit mit dem Baseler Konzil um die Oberhoheit der Kirche seinen Hof nach Florenz verlegte, ergoß sich eine ganze Flut von Humanisten in die Arnostadt. Überall, auf der Piazza della Signoria, in der Loggia dei Lanzi, bei dem Buchhändler Bisticci konnte man sie antreffen und mit der Wichtigkeit heutiger Börsenmakler über wissenschaftliche Fragen disputieren sehen. Sie eilten gern, wenn sie der gastfreie Cosimo rief, zu den platonischen Gastmählern nach Careggi. Da kam auch der alte Poggio Bracciolini hin, der im Leben ebenso leichtfertig war wie seine berühmten von Feinschmeckern der Pikanterie

noch jetzt gern gelesenen „Facetien". Der Fünfundfünfzigjährige beging die Torheit, obwohl er in Rom vierzehn Kinder sitzen hatte, ein junges achtzehnjähriges Mädchen zu heiraten, die ihm seine Familie noch um fünf Mitglieder vergrößern half. Als ihm ein Priester einmal über die vielen unehelichen Kinder Vorwürfe machte, erwiderte er, er sei nur dem Beispiele der Geistlichkeit gefolgt. Er hat dann später, vielleicht um sich eine noch größere Menge Enkelkinder zu sichern, vier seiner Söhne Geistliche werden lassen. Poggio war nicht nur ein witziger, geistsprühender Schriftsteller und boshafter Pamphletist, sondern auch ein gründlicher Gelehrter. Er erkannte als einer der ersten seiner Zeit die Schönheit der Ruinen Roms, und wie kein anderer stöberte er in den Klöstern herum und grub aus einem Wust von Staub und Moder die kostbarsten Handschriften heraus. Cosimo schätzte Poggio sehr hoch ein, und dieser wußte das wohl anzuerkennen. „Ob du gleich mit dem wichtigeren Interesse des Staats beschäftigt," schreibt er an ihn, „und also nicht imstande bist, einen großen Teil deiner Zeit der Lektüre zu widmen, so hast du doch in dem Umgange mit den Gelehrten, die immer den Zutritt zu dir hatten, sehr viel Vergnügen gefunden." Einer der schärfsten Gegner Poggios war der berühmte Humanist Filelfo, ein großer Gelehrter, aber ein leidenschaftlicher, zanksüchtiger, hochmütiger Mann, der eine Zeitlang mit Cosimo völlig zerfallen war und ihm sogar nach dem Leben getrachtet haben soll, später jedoch fast nur von den Wohltaten seines früheren Feindes lebte. Als ein sonderbarer Kauz erscheint Niccolo Nicoli in diesem

Kreise, ein Bibliophile, der Cosimo beim Ankauf antiker Literatur und Kunst mit seinem Rate zur Seite stand. Er zeigte sich auf der Straße immer wie ein junges Mädchen, in einem rosafarbigen Gewande. Eine Liebesgeschichte, in die der stille Gelehrte verstrickt wurde, machte viel von ihm reden. Er hatte seinem Bruder die Geliebte abspenstig gemacht, und dieser verprügelte sie eines Tages mit einem Freunde vor Niccolos Hause öffentlich auf der Straße. Ein Bekannter des Gelehrten kam hinzu und verurteilte scharf die leichtsinnige Benvenuta. Als der Humanist das vernahm, geriet er in Zorn, ergriff die Feder und schleuderte gegen den Beleidiger Benvenutas eine Invektive. Es entspann sich ein heftiger Federkrieg, an dem fast alle Humanisten Italiens teilnahmen.

Viele der florentinischen Gelehrten und Dichter sind nach Careggi gewandert und haben dort an Cosimos zwangloser Tafelrunde teilgenommen. Gelehrte Unterhaltung, in der auch Heiterkeit und Witz zu ihren Rechten kamen, war der Zweck dieser Zusammenkünfte. Das Thema bildete meistens Plato. Es hat kaum einen eifrigeren Verehrer des großen griechischen Philosophen gegeben als Cosimo de Medici. Als Fünfzigjähriger hörte er die Vorlesungen des Gemisthos über Plato, und die Eindrücke, die er dabei empfing, waren so tief, daß sie sein ganzes Denken umwandelten. Sie reiften in ihm den Gedanken, in Florenz eine platonische Akademie zu begründen, und der junge Marsilio Ficino wurde dazu ausersehen, die Werke des berühmten Philosophen zu übertragen. Daß Cosimo und seine Zeitgenossen voll-

kommen die Gedankenwelt Platos begriffen und in sich aufgenommen hätten, wird man nicht behaupten dürfen. Der echte Platonismus war durch die Kirchenväter so verunstaltet worden, daß es schwer hielt, ihn von allen Zusätzen und Auswüchsen zu reinigen. Aber jedenfalls läßt es sich nicht leugnen, daß Cosimo, so weit die Methode der damaligen Wissenschaft und die allgemeinen Kenntnisse der Philosophie und des Griechischen es gestatteten, sich eifrige Mühe gab, in die Geheimnisse der Lehren Platos einzudringen. Und auch die gleichzeitige Übertragung der aristotelischen Schriften durch Argyropylos zeigt deutlich, wie ernst es dem Medizäer um die Reinigung der hellenischen Philosophie zu tun war und drängt die Vermutung auf, Cosimo habe sich durch Vergleichung der beiden Systeme eine eigene unabhängige Anschauung bilden wollen. So feierte der große griechische Weltweise in dem mediceischen Florenz seine Auferstehung.

Dort in der Villa von Careggi, dessen Wände Zeugen so mancher philosophischen Unterhaltung gewesen waren, hauchte Cosimo, der erste Große unter den Mediceern, noch in letzter Stunde mit Plato sich beschäftigend, seine Seele aus. Ein reiches, arbeitsames Leben ging damit zu Ende, ein Leben, das keinen Augenblick untätig verstreichen ließ, das ein fortwährender Wechsel zwischen Staatsgeschäften und wissenschaftlichen Neigungen war, ein Leben, geprüft durch Leiden und Kampf, gesegnet durch die Gründlichkeit des Besitzes geistiger Güter.

* * *

Cosimo war der Begründer der Symposien in Careggi, sein Enkel Lorenzo gab ihnen ihr eigentümliches Gepräge. Durch ihn erhielt das ganze gesellige Leben dieses Kreises eine andere, sozusagen, weltmännischere Färbung.

Es steht durchaus nicht unantastbar fest, daß Lorenzo mit dem Zusatz „il Magnifico" — übrigens ein Titel, der, wie meist angenommen wird, gar keine Qualifikation menschlichen Wertes in sich schließt, sondern in seiner Bedeutung unserer heutigen „Excellenz" gleichkommt —, daß Lorenzo seinen Großvater an Größe übertraf. Der Genialere, Weiterblickende, Tatkräftigere von beiden war gewiß Cosimo. Dieser mußte sich erst aus eigener Kraft eine Machtstellung in seiner Vaterstadt erringen, ehe er an die Verwirklichung seiner Ideen herantreten konnte, mußte einen hartnäckigen Kampf gegen die Albizzi führen, bei dem er anfangs unterlag, und mußte überhaupt durch eine kluge Politik in dem von Parteizwistigkeiten häufig zerrütteten Florenz sich eine starke Anhängerschaft schaffen, um seine Herrschaft dauernd zu behaupten, während sein Enkel beim Regierungsantritt ein geregeltes, den Medici dienstbares Staatswesen übernahm, dessen Gefüge zusammenzuhalten, keine sonderliche Mühe erforderte. Gerade bei dem Blutgerichte, das die Florentiner nach dem Anschlage der Pazzi auf die Mediceer, dem Lorenzos Bruder Giuliano zum Opfer fiel, den Verschwörern bereiteten, zeigte es sich, welche starke Stütze dieses Haus im Volke besaß. Und noch in anderer Hinsicht waltete über Lorenzo eine größere Gunst des Schicksals. Cosimo war doch mehr oder

minder Autodidakt, hatte seine Bildung durch unermüdliches Selbststudium sich schaffen müssen, wogegen Lorenzos erste Kindheit bereits dank der Fürsorge des Großvaters unter der Hut einer gediegenen, erlesenen humanistischen Erziehung stand. Im ständigen Verkehr mit den bedeutenden Männern, die Cosimo heranzuziehen wußte, reiften die Fähigkeiten des Knaben frühzeitig heran, bildete sich sein Verständnis für die reiche künstlerische Umwelt, in der er aufwuchs. Die Mannigfaltigkeit seiner Interessen bewahrte ihn vor einer einseitigen Ausbildung. Darum lagen ihm die Wissenschaft und Philosophie später ebenso am Herzen wie die Staatsgeschäfte; keine Kunst nahm in seinem Leben eine bevorzugte Stellung vor den übrigen ein; in dem Kreise der Maler zeigte er die gleiche offene, aufmerksame Teilnahme, die er den Humanisten und Dichtern schenkte. Sein ungemein beweglicher Geist fand sich mit Leichtigkeit in jedes Gebiet hinein, ohne sich jedoch darin auf einen oberflächlichen Dilettantismus zu beschränken, sondern mit dem eifrigen Bestreben, auch tiefer in den Kern der Sache einzudringen. Selbst in weniger wichtigen Dingen, in den notwendigen Kavalierstugenden, trachtete er nach einer vielseitigen Virtuosität. Von der Natur sehr stiefmütterlich mit äußeren Gaben bedacht — wer sein bäurisches, aus groben, eckigen Zügen zusammengesetztes, und durch eine breite eingedrückte Nase verunziertes Gesicht betrachtet, wird ihn schwerlich eine Schönheit nennen — hat Lorenzo es doch verstanden, durch körperliche Übungen, Reiten und Pflege verschiedener Sports sich eine gewisse imponierende Eleganz anzu-

eignen, die ihm als Grandseigneur interessante Figur gab. In ihm verkörperte sich vielleicht zum erstenmal das Ideal des vollkommenen Hofmannes der Renaissance.

Lorenzo war ein Genießer im edlen Sinne des Wortes. Wie meisterhaft wußte er die von seinem Großvater zusammengebrachten Geistes- und Kunstschätze sich zunutze zu machen, mit ihrer Hilfe sein Dasein zu verschönern! Nicht, daß er vergeudend in ihnen schwelgte, aber er sammelte sie auch nicht in Schränken und Kästen, um sie wohlbehütet vor aller Welt zu verbergen. Er genoß seinen Besitz, den er übrigens auch stets zu vermehren trachtete, mit der echten Sinnenfreudigkeit eines schöngeistigen Renaissancemenschen, diesen Genuß nicht in sich verschließend, sondern mit gleichgesinnten Freunden teilend. Das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Mäzen und Künstlern hat während der Renaissance nirgends eine so ausgeprägte Form angenommen wie unter Lorenzo Magnifico. Meist findet man in den oberitalienischen Staaten, selbst bei sehr vertrautem Verkehr, die Subordination des Künstlers seinem fürstlichen Gönner gegenüber stark betont. Lorenzo war eine solche herablassende Gönnerschaft fremd. Obwohl ihn seine Schützlinge in ihren Briefen Herr und Gebieter nannten, fehlte doch in dem gemeinschaftlichen Umgang jedes knechtische Moment, das von vornherein eine Scheidewand zwischen ihnen aufgerichtet hätte. Er fühlte sich unter seinen gelehrten und künstlerischen Gefährten nicht als der mächtige Herrscher von Florenz, sondern als ein gleichberechtigter Bürger des kleinen Künstlerfreistaates,

Poggio Bracciolini

Statue von Donatello

kurzum als einer ihresgleichen, und das verlieh dem Treiben jenes Kreises den Charakter völliger Ungezwungenheit und Freiheit.

Sorglose Heiterkeit schwebte über diesem geselligen Beisammensein. Auch dort, wo fromme Stimmungen eine solche scheinbar verbaten, brach sie durch, wie zum Beispiel bei jenem Ausfluge, über den der schreibelustige Angelo Poliziano gewissenhaft Lorenzos Gattin Clarice berichtete: „Gestern von dort (dem Ausflugsorte) abgereist, kamen wir nach S. Miniato, immer singend und bisweilen von heiligen Dingen redend, um nicht die Fastenzeit zu vergessen. An der Lastra kosteten wir den wild wachsenden Wein, den ich besser fand, als man dort gesagt hatte. Lorenzo ist guter Dinge und läßt seine Begleiter guter Dinge sein und gestern zählte ich in der Gesellschaft, die mit Lorenzo war, 26 Pferde. Gestern abend, nach der Ankunft in S. Miniato, begannen wir ein wenig aus dem heiligen Augustin zu lesen. Und das Lesen endete dann mit Musizieren und mit Zurechtstutzen eines gewissen Mustertänzers, der hier ist. Lorenzo geht jetzt die Messe zu hören."

Dieselbe ausgelassene Genußfreudigkeit kennzeichnet auch einen Teil der Gedichte des Magnifico. Am deutlichsten spricht sie aus den Tanzliedern und Faschingsgesängen (canzoni a ballo et canti carnavaleschi). Diese sind ganz allein auf einen sinnlichen Epikuräismus gestimmt und predigen die Tendenz: Bekümmere dich nicht um die Zukunft, sondern genieße die Gegenwart und was sie dir bietet.

„Quant' è bella giovinezza
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman non ci è certezza".[1])

Welche übermütige Lebensluſt verraten gar erſt die beiden größeren Dichtungen Lorenzos „Die Falkenjagd" (La caccia col Falcone) und „Die Saufkumpane" (Beoni)! Das letztere bewegt ſich ſchon ſtark auf dem Gebiet des Obſzönen. Und doch trotz der derben, hier vorwaltenden Komik, die übrigens in dem Bilde des Säufers, der auszieht, ſeinen verlorenen Durſt zu ſuchen und der mit Hering, Salzfleiſch, Würſtchen, Käſe und dergleichen durſtreizenden Eßwaren behangen iſt, ſich zu einer ergötzlichen draſtiſchen Wirkung ſteigert, iſt dieſes Gedicht beſonders bezeichnend für das Tun und Treiben des Lorenzoſchen Kreiſes. Man fühlt ſich bei der Schilderung des aus Careggi heimkehrenden Dichters, der eine Millie vor der Stadt ein paar trinkfeſte Kumpane antrifft und gemeinſam mit ihnen ein Fäßchen Wein ausſticht, unwillkürlich an die obige Schilderung Polizianos erinnert. Wahrlich, Abſtinenzler gab es nicht unter dieſen edlen Florentinern. Sie wußten alle einen guten Tropfen nach Gebühr zu ſchätzen.

Und ebenſo veranſchaulicht die „Falkenjagd" in lebendigen Farben das Weſen dieſer Geſelligkeit. Scharf und eindrucksvoll iſt das Bild gezeichnet. Sonnenaufgangs-

[1]) O wie ſchön iſt doch die Jugend,
Welche, ach, ſo ſchnell entſchwebt!
Wer weiß, ob man morgen lebt,
Drum ſei Frohſinn heute Tugend!

stimmung leitet den Jagdausflug ein. Das Frührot färbt den östlichen Horizont, die Bergspitzen erglühen im Sonnengold, ein leichter, frischer Morgenwind streichelt Stirn und Wangen der Jagdteilnehmer. Fröhlichen Mutes ziehen sie aus. Kleine Abenteuer helfen den Weg verkürzen. Endlich sind sie am Ziel. Die Falken, deren Namen eine ganze Strophe des Gedichts ausfüllen, beginnen ihre Tätigkeit. Mit glühendem Eifer folgen die Augen der Jäger ihren Bewegungen. Mancher Streit, manche Wette wird vom Zaune gebrochen. Pfeilschnell fliegt die Zeit den Jagdgenossen hin, bis schließlich Mittagshitze, Durst und Hunger die Übereifrigen zur Unterbrechung des Vergnügens treiben. Ein heiteres, mit launigem Humor gewürztes Mahl beschließt das Werk des Tages.

Hier bei der Falkenjagd begegnen einem auch manche Teilnehmer der Symposien in Careggi. Da ist vor allem Luigi Pulci, der Verfasser des burlesk-romantischen Epos „Morgante maggiore", der Vorläufer Bojardos und Ariosts zu nennen. Lucrezia Tornabuoni, Lorenzos Mutter, die selbst dichtete, war seine Gönnerin, was eigentlich wunder nimmt, da Lucrezia sich durch eine tiefe Religiosität auszeichnete, während Pulci sich offenkundig als Freigeist und Spötter bekannte. Er gehörte zu Lorenzos intimsten Freunden und war unermüdlich dafür tätig, den Ruhm seines Mäzens zu verbreiten. Aus Pisa schrieb er einmal: „Ist es dir nicht recht, daß man glaube und wisse, ich sei dein Freund und vermöge etwas bei dir, so lasse es durch Maueranschlag verkündigen, versteht sich auf deine Kosten. Da ich seit einiger Zeit

kein Geld auszugeben gehabt, habe ich deinen Namen ausgegeben. Überall wo ich mich blicken lasse, raunt man sich zu: ‚Das ist der große Freund Lorenzos'."

Luigi Pulci lag mit Matteo Franco, einem anderen Intimus des Magnifico, der bei ihm die Rolle eines Spaßmachers vertrat, häufig in Fehde. Franco, ein lebensfroher Geistlicher, der seiner heiteren Muse einige fette Pfründen verdankte, bombardierte den arme Pulci mit Sonetten, in denen er ihm alle möglichen Frevel vorwarf. Das brachte den Gekränkten so aus der Fassung, daß er, wie er Lorenzo schrieb, „mitten auf dem Platze das Fieber bekam". „Ich schlafe nicht, ich esse nicht" heißt es weiter in dem Briefe, „und bin außer mir, und mein Haus ist schon seit acht Tagen in Tränen, und du glaubst und siehst das alles nicht." Lorenzo nahm die Sache auch wirklich nicht ernst, sondern freute sich diebisch über dieses Rencontre.

Derjenige jedoch, den der Magnifico am tiefsten in sein Herz geschlossen hatte, der bei seinen Jagden und Ausflügen nie fehlen durfte, war Angelo Poliziano. Er ist eine der sympathischsten Gestalten in diesem Kreise. Ein Mensch von vielseitiger Bildung und starkem Charakter. Schon als Sechzehnjähriger wagte er sich an die schwierige Aufgabe, die Ilias ins Lateinische zu übertragen. Das Unternehmen blieb unvollendet, aber es trug ihm die Gunst Lorenzos ein. Unermüdlich betätigte er sich auf dem Gebiete der lateinischen Dichtung, schrieb Epigramme, Oden, Elegien und zeigte sich in allen seinen Poesien nicht wie so viele seiner aus Liebhaberei der Dichtkunst ergebenen gelehrten Zeitgenossen, als ein nüch-

terner, formgewandter Versemacher, sondern als ein Künstler von echtem Schrot und Korn, was auch die nichtlateinischen, im toskanischen Volkston gehaltenen Gedichte bestätigen. Poliziano besaß in seinem Mäzen, der ihn in den Stand gesetzt hatte, völlig seinen Studien zu leben, einen aufrichtigen Freund. Dieses herrliche Verhältnis währte bis zum Tode des Magnifico und wurde nur einmal getrübt, als Madonna Clarice, Lorenzos Gattin, ihr Veto gegen die Erziehung ihres Sohnes Piero durch Poliziano aussprach. Die sonst so kluge Frau aus dem Hause Orsini, welche Lucrezia ihrem Sohne selbst ausgesucht hatte, konnte sich mit der streng humanistischen, auf ein großes Wissensgebiet gerichteten Erziehungsweise Polizianos nicht befreunden. Es blieb jedoch nur eine vorübergehende Verstimmung und Lorenzo setzte seinen Liebling, nachdem ihm für kurze Zeit die Erziehung Pieros entzogen worden war, in die alten Rechte wieder ein. Seitdem blieben sie unzertrennlich, bis der Tod Lorenzo abrief. Noch am Sterbelager war der Freund zugegen.

Zu der nächsten Umgebung des Magnifico sind auch Marsilio Ficino, Christoforo Landino und Pico da Mirandola zu zählen. Ficino spielte schon zu Cosimos Zeiten eine bedeutende Rolle. Wir wissen, wie die beiderseitige Vorliebe für Plato sie zu einem gleichen zielbewußten Streben verband. Fünfundzwanzig Jahre seines Lebens hat Ficino mindestens darauf verwandt, den Platonismus mit dem Christentum zu vereinigen und den Zusammenhang hellenischer und christlicher Ethik nachzuweisen, bis sich seine Spekulation schließlich in

einem phantastischen Mystizismus verlor. Während Lorenzos Regierung wurde Marsilio Ficino mit zunehmendem Alter immer mehr der Typus eines wahren Weltweisen. Meist lebte er einsam auf seinem Pachthof Montevecchio, in außerordentlicher Genügsamkeit, fern allen ehrgeizigen Zielen, bloß Verkehr mit Lorenzo, Poliziano und Pico da Mirandola pflegend. Nur wenn die Symposien ihn nach Carreggi riefen, verließ er seine Einsiedelei. Denn dort wollte er unter keinen Umständen fehlen. — Was Ficino für die florentinische Philosophie war, das bedeutete Christoforo Landino für die dortige Literatur. Erst sammelte er durch Vorlesungen über Petrarcas Dichtungen einen wißbegierigen Kreis literaturbeflissener Jünglinge um sich, später erwarb er sich um Dante große Verdienste und fand auch hier eine große Anhängerschaft. Am meisten bekannt geworden sind seine „Disputationes Camaldulenses", Dialoge, die in die Jugendgeschichte Lorenzos führen und durch die darin ausgesprochene Doktrin, der Staatsmann solle auch Philosoph sein und seine Mußestunden dazu anwenden, über den Ursprung der menschlichen Dinge nachzusinnen, die Absicht verraten, auf den kommenden Herrscher läuternd und aufklärend einzuwirken. — Der bedeutendste schließlich in dem Kreise, der sich um Ficino, Poliziano und Landino gruppierte, war Giovanni Pico da Mirandola, ein Sprößling aus fürstlichem Geschlechte, von schönem Äußeren, liebenswürdigem und anmutigem Betragen und vorzüglichen Geistesgaben, ein Muster enzyklopädischer Gelehrsamkeit, aber einer der wenigen, welche die Bürde des angehäuften Wissenswustes, ohne

an ihrem Geiste Schaden zu nehmen, beherzt trugen und einen unbefangenen Blick sich bewahrten. Als Pico zweiunddreißigjährig starb, erlosch mit ihm einer der vornehmsten Repräsentanten des Humanismus, eine Gestalt, die mit merkwürdiger Helle und Jugendfrische durch die Jahrhunderte noch bis in unsere Zeit leuchtet.

* *
*

Es wurde schon gesagt, daß Lorenzo Magnifico den von seinem Großvater begründeten platonischen Gastmählern einen anderen Charakter verlieh. Der Unterschied wird einem sofort klar, wenn man sich die präsidierenden Häupter vergegenwärtigt: dort den schlichten, fast möchte man sagen, noch in mönchischer Gelehrsamkeit befangenen, umständlichen und gründlichen, auch patriarchalisch gesinnten Cosimo, hier den beweglichen, genußfreudigen, prachtliebenden, das Leben mit Eleganz meisternden Lorenzo. Es war natürlich, daß diese Verschiedenheit sich auch auf die Teilnehmer der Tafelrunde übertrug und den Ton der Geselligkeit veränderte. Daß auch die strengere Zucht damit schwand, eine leichtere Lebensführung sich einbürgerte, die gelegentlich die Herren Platoniker auf Abwege trieb und zu kleinen Liebesabenteuern verleitete, wird durch mehr als einen Beleg bestätigt.

Schon äußerlich trat in diesen Veranstaltungen eine Neuerung ein. Lorenzo beschloß sie auf einen bestimmten Tag, den siebenten November, der als Geburts- und Sterbetag des großen griechischen Philosophen gilt, zu verlegen und damit, gemäß alexandrinischer Tradition,

die dem Andenken des Stifters der Akademie bis auf Plotinus und Porphyrius gefeierten Symposien nach jahrhundertelanger Pause wieder ins Leben zu rufen. Marsilio Ficino hat ein solches Symposion beschrieben.

Da versammelten sich Dichter und Gelehrte, die schon erwähnten und noch viele andere, unter dem Vorsitz Lorenzos zu einem heiteren Mahl. Dann nahm man Platos Schrift „Symposion" und las sie mit verteilten Rollen, die jeder einzelne frei erläuterte. Der eine entwickelte die Rede des Phaedros über die Geburt des Eros, ein anderer die des Pausanias über die zwiefache Aphrodite, ein dritter kommentierte das Wesen der Liebe, ein vierter sprach sich über den Agathon aus und zog das Verhältnis der Gottheit zu den menschlichen Leidenschaften in den Kreis seiner Betrachtung, wieder ein anderer suchte Christentum und sokratische Lehren miteinander in Einklang zu bringen usw. Man sieht, die Liebe ist auch damals schon ein unerschöpflicher Gesprächsstoff gewesen. Obschon man sie mit platonischem Geiste umkleidete und den Philosophen und seine Lehre scheinbar in den Vordergrund des Gesprächs rückte, so blieb doch die Erörterung des eigentlichen Begriffes der Liebe die Hauptsache. Es war so schön, sich in eine Philosophie hineinzureden, in der man mit großen Worten eigene Verfehlungen — denn gerade in der Liebe zeichnete sich der Renaissancemensch durch eine merkwürdige doppelzüngige Auffassung aus — leicht bemänteln und entschuldigen konnte. So mancher unter diesen Platonikern hatte neben seiner rechtmäßigen Liebe noch eine im Verborgenen glimmende, die er in Muße-

Lorenzo de Medici, il Magnifico

Bildnis von Giorgio Vasari

stunden hütete. Lorenzo gar machte nicht einmal Hehl daraus, daß er als Dichter das Recht hätte, Lucrezia Donati zu lieben und im Liede zu feiern. Wozu auch? Das wäre ganz gegen Sitte und Anschauung jener Zeit gewesen. Das hätte geheißen, sich eine Beschränkung auferlegen, die der Gesinnung eines Vollblutrenaissancemenschen völlig entgegengesetzt war.

„Quant' è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman non ci è certezza".

Lucrezia Borgias Musenhof.

Wer, von den „Stanzen" Raffaels kommend, das unter ihnen gelegene „Appartemento Borgia" betritt, tut es mit einem gewissen Gefühl ängstlicher Beklommenheit, als ob es in eine Ahnengruft ginge, um die der Volksmund grausige Sagen gesponnen hat. In ein unheimliches Dämmerdunkel getaucht sind diese merkwürdigen Räume, deren Wände nie parallel laufen und die in terrassenartiger Abstufung aufeinander folgen. An den Wänden Gespenstergestalten, Märtyrer und Heilige, die mit Leidensmienen auf den Eintretenden herabschauen, als wollten sie ihm sagen: „Lies selbst das schmerzliche Geheimnis unserer Seelen." Scheu irrt der Blick an ihnen entlang durch die Zimmerflucht und bleibt dann haften an der schmalen Marmortreppe, die zu den Gemächern der „Torre Borgia" führt, jenes unheilvollen Turmes, in dem Cesare seine unglücklichen Opfer mordete. Die Phantasie verlebendigt die Vergangenheit. Aus der Erinnerung steigen die Schatten einzelner Toten herauf. Unter ihnen der neunzehnjährige Alfonso von Aragon, Lucrezias zweiter Gatte, dessen schauerliche Tra-

gödie diese Räume ins Gedächtnis rufen. Man denkt an jenen Sommerabend, an dem der neapolitanische Prinz, von den Häschern seines eigenen Schwagers auf den Treppen von Sanct Peter angefallen, blutüberströmt in das „Appartemento" floh und vor Lucrezias Augen zusammenbrach. Er ahnte nicht, daß dieser Zufluchtsort in Kürze zu seiner Leichenkammer würde, denn schon lauerte Cesare auf seinen Tod. Und als dieser nicht schnell genug eintreten wollte, mußte Michelottos Henkerhand, auf Cesares Geheiß, das Sterben beschleunigen. Klanglos unter gräßlichem Schweigen trug man den schönsten Jüngling des damaligen Roms zu nächtlicher Stunde in die Peterskirche und bestattete ihn dort in der Kapelle der Maria delle Febbri. Zahlreiche Opfer forderte Cesares unersättliche Blutgier. Dort in der Torre Borgia heckte er die Pläne zu seinen Greueltaten aus. Ein Verbrechen nach dem andern suchte aus jenen Räumen den Weg in die Straßen und Häuser Roms. Doch wenn sich seine Mordlust ausgetobt hatte, verwandelte ein Zauber plötzlich diese düsteren Gewölbe in prunkvolle Hallen. Pinturicchios Märtyrer und Heilige streiften beim flimmernden Lichterscheine ihre Gespensterhaftigkeit ab und wurden irdische Wesen, in deren Gesichtern die Borgia und ihre Umgebung ihre getreuen Ebenbilder bewunderten. In den Fensternischen gleißten Marmorbänke, an den Pfeilern leuchteten die goldfarbigen Wappen und Embleme des päpstlichen Hauses und auf bemalten Konsolen funkelten Gold- und Juwelenschätze. Eine sinnliche Schwüle ging von diesem Farbenglanze aus und berückte und fesselte die Gemüter. Wo

noch vor kurzem das Stöhnen und Klagen Sterbender erscholl, rauscht jetzt Musik, lacht es und jubelt es in toller Ausgelassenheit. Fortgewischt sind die Blutspuren auf den Majolikafliesen; über die Stellen, wo sie den Boden färbten, tanzen jetzt hübsche Kurtisanen leichtfüßig hin. Schicklich beginnen sie mit einer „piva", einem „saltarello" und irgendeinem Modetanz, und der ganze Hofstaat des Vatikans nimmt belustigt daran teil. Allmählich wächst das tolle Treiben, die Tänze werden obszöner und wilder. Schließlich bricht der Taumel die Schranken der Scham. Cesare selbst gibt das Zeichen dazu, und in den Gemächern des Statthalters Christi auf Erden entfaltet sich im Nu ein wüstes Bacchanal. Der siebzigjährige Papst klatscht lebhaft Beifall. Der Anblick dieser nackten tanzenden Gestalten hat seine senile Sinnlichkeit entfacht. Er sieht zu, wie die feilen Kurtisanen zwischen brennenden Armleuchtern auf dem Boden kriechen und ausgestreute Kastanien sammeln; er beteiligt sich am Preisverteilen für die frechsten Schamlosigkeiten und freut sich über die Habgier der Evastöchter beim Empfang der seidenen Überröcke, Schuhe und Barette; und er plaudert wie ein höfischer Kavalier mit der neben ihm sitzenden Tochter, witzelt und lacht. Und Lucrezia verbirgt nicht ihr Kindergesicht in den Händen. Ihre Wangen röten sich nicht vor Scham. Sie hat für das orgiastische Schauspiel nur ein Lächeln, wie über etwas Selbstverständliches. Sie lächelt über die witzigen Reden des päpstlichen Vaters, sie lächelt über die Schmeicheleien des herzoglichen Bruders, sie lächelt über die Komplimente der Höflinge, sie würde heute selbst lächeln

über die boshaften Schmäher, und ihnen nicht, wie ihr Bruder, für ein scharfes Epigramm die Zunge ausreißen und die Hand abhacken lassen; am freudigsten jedoch lächelt sie demjenigen zu, der in den festlichen Saal tritt und ruft: „Evviva Lucrecia Borgia, duchessa de Ferrara!“ Ihm schenkt sie ihr schönstes Brokatgewand mit dem zobelverbrämten, bronzefarbenem Samtumhang.

Ein anderes Bild. Kaum ein Vierteljahr ist seit dem schamlosen Bacchanal im „Appartemento Borgia“ verstrichen. Lucrezia hat beim Donnern der Geschütze und unter dem Jubel der Bevölkerung als künftige Herzogin in Ferrara Einzug gehalten. Die Hochzeitsfeierlichkeiten haben eben mit glänzenden Veranstaltungen ihren Anfang genommen. Der Thronsaal im Palazzo del Cortile prangt in unnachahmlicher Pracht. Wunderbare, aus Seide, Gold und Silber gewirkte Teppiche schmücken die geräumige Halle, an deren Schmalseite sich eine Tribüne erhebt. Ein kostbarer Baldachin aus Goldstoff wölbt sich darüber. Auf der Tribüne sitzt Lucrezia; neben ihr — die Fürstinnen von Mantua und Urbino, Isabella Gonzaga und Elisabetta Montefeltre. Alle drei Frauen sind in kostbare Gewänder gekleidet. Die junge Herzogin trägt ein Brokatkleid mit breiten Ärmeln und einem Überwurf aus Hermelin. Arm und Hals sind mit Juwelen und Perlen verziert, um das gelöste Haar schließt sich ein zartes diamantengeschmücktes Netz, ein Hochzeitsgeschenk des alten Herzogs. Die zahlreichen Gäste, die den Saal so füllen, daß kaum für die Tanzenden der Raum ausreicht, können die junge Frau nicht genug bewundern. Nur Isabella, die mit der Heirat ihres Bru-

ders nicht sympathisiert, weil sie diese als eine Mesalliance betrachtet, trägt in ihren Mienen eine kühle Reserve zur Schau. Wenn sie nicht geistreich mit dem französischen Gesandten plaudern kann, langweilt sie dieses ganze schaulustige Gepränge, das so fernab von ihren Interessen liegt. Sie sehnt sich nach ihrem stillen Mantua zurück. — Und Lucrezia erobert durch ihre Anmut und Liebenswürdigkeit im Sturm die Herzen. Die Dichter, die sich mit ihren Huldigungen zu ihr drängen, die in lateinischen und italienischen Gedichten, in Epigrammen und Sonetten um ihre Gunst werben, und die nicht genug Worte und Verse finden, um all ihre Reize und Tugenden zu verherrlichen, stehen schon allesamt in ihrem Bann. Aber noch gibt es einige, die Mißtrauen gegen die Tochter Alexanders im Herzen tragen, die sich über die schlimmen Gerüchte, die auch nach Ferrara ihren Weg fanden, nicht beruhigen können. Ist all ihre liebreizende Anmut und äußere Schamhaftigkeit nicht wohlbedachtes Spiel? — Lucrezia fühlt, daß sie in ihrer Umgebung Feinde hat. Sie will, es sollen auch diese ihr zu Füßen liegen, sie sollen ihren gehässigen Blick in ein bewunderndes Schauen wandeln. Und sie beschließt, einen Trumpf auszuspielen, einen gewinnenden Trumpf. Sie gebietet den Tanzenden Einhalt. Gehorsam treten die Paare zur Seite. Dann erhebt sie sich von ihrem Sitze und steigt bewußt wie eine herrschende Frau und zugleich verschämt wie ein sechzehnjähriges Mädchen, das zu seinem ersten großen Debut antritt, die Tribüne herab. Die Musik stimmt eine spanische Tanzweise an. Die junge Herzogin tanzt. Die Schläge des Tambourins begleiten

jede ihrer zierlichen und launigen Bewegungen. Das steife Gewand, das sie trägt, umspielt wie sanfte Wellen ihren schlanken Körper. Um ihre Lippen scherzt dasselbe Lächeln, das Zeuge von Caesares Orgien war, und schmeichelt sich hinein in alle Herzen. Und als der Tanz zu Ende ist und aus den Augen der jungen Herzogin ein kindlich fröhliches Fragen bricht, als wollt' es sagen: „Nun, wie gefällt es Euch?", da schmelzen selbst die unzufriedenen Mienen. Ferrara ist stolz auf seine Herzogin.

* *
*

Daß die Menschen häufig ihr Urteil über eine Person nach dem Charakter ihrer Umgebung bilden, ist eine alte Erfahrung. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist." Dieser Satz bestätigt sich auch an Lucrezia Borgia. Solange sie in der lasterhaften Atmosphäre des Vatikans atmete, solange sie als Zuschauerin teilnahm an den ruchlosen Verbrechen und wüsten Orgien ihres Vaters und Bruders, galt sie als eine Messalina, wurde sie in zahlreichen Schmähschriften und Epigrammen zu der gemeinsten Hetäre Italiens gebrandmarkt. Aber in dem Augenblick, in dem sie dem päpstlichen Sodom den Rücken kehrte und Prätendentin auf den Thron des gebildetsten Fürstenhofes der Renaissance wurde, zerflatterte diese anrüchige Fama, verwandelte sich plötzlich Lucrezia aus einer Teufelin in eine Heilige. Wollte man den vielen Verherrlichungen und Huldigungen der Dichter Ferraras Glauben schenken,

müßte man bedingungslos annehmen, sie wäre die schönste, tugendhafteste und klügste Dame der Renaissance gewesen. Kann einer Frau ein schmeichelhafteres Zeugnis ausgestellt werden, als dieses, das Ariost schrieb?

Lucrezia Borgia, die mit jeder Stunde
Stets Schönheit, Tugend, Sittsamkeit vermehrt,
Und wächst an Ruf und Glück, so wie die Pflanze
Im lockern Erdreich wächst, — — im Sonnenglanze;

Wie Mohn zur Rose, wie die blasse Weide
Zum immergrünen Lorbeer sich verhält,
Gefärbtes Glas zum Diamantgeschmeide,
Zum Silber Zinn, zum Gold sich Kupfer stellt,
So läßt mit ihr, die meines Herzens Freude,
Sich nur die Frau vergleichen auf der Welt,
Die von Verstand und Schönheit auserlesen
Durch jede Trefflichkeit berühmt gewesen."

Noch überschwenglichere Lobreden haben die übrigen Dichter Ferraras zu Ehren der „diva Lucrezia", der „pulcherrima virgo" dutzendweise verfaßt. Einen stattlichen Band würden diese Gedichte füllen, gäbe man sie gesammelt heraus. Doch darf man getrost behaupten, daß kaum einem Zehntel von ihnen eine ehrliche Überzeugung zugrunde liegt; denn mit der Wahrheit der Empfindung nahmen es die Renaissancepoeten nicht sehr genau. Für ein paar Golddukaten waren sie bereit, den schwülstigsten Panegyrikus auf ihren ärgsten Feind zu dichten, und einige Hemden bezahlten sie, wenn es die Not heischte, gern mit einem liebedienernden Sonett. Über Lucrezia ging das Gerücht, sie habe für Lobreden und Huldigungen

Lucrezia Borgia

Bildnis von einem unbekannten Meister

eine besonders freigebige Hand. Die Geschichte von dem Gaukler in Rom, der ihr auf offener Straße geschmeichelt und dafür ein kostbares Brokatgewand von ihr zum Geschenk erhalten hatte, war gewiß auch nach Ferrara gedrungen. Welch' eine Lockung für einen armen Poeten, dem Beispiel dieses schlauen Gauklers zu folgen, durch eine in Versen dargebrachte Huldigung die Gunst der Gentildonna zu gewinnen! Die Dichter von Ferrara haben dieser Lockung nicht widerstehen können, und Lucrezia Borgia hat den einen oder den anderen — ihr Haushaltbuch verrät es— ebenso mit Brokat und Seide beschenkt, wie jenen römischen Gaukler.

Das Bild, das die Hofpoeten der Este von ihrer Herzogin malten, kann also nicht für wirklichkeitsgetreu gelten. Ebensowenig das, welches römische Schriftsteller, geschworene Borgiafeinde, von ihr entwarfen. Beide verhalten sich zueinander wie ein idealisiertes Porträt zu einer Karrikatur. Von Lucrezias Schönheit erzählen eigentlich nur die Dichter; die Diplomaten und Höflinge drücken sich vorsichtiger aus. Aber etwas Bestechendes muß in ihrem Außern zweifellos gewesen sein. Selbst einem so verwöhnten Frauenverehrer wie dem Kardinal Ippolito d'Este erglänzten die Augen vor Wonne beim ersten Anblick seiner künftigen Schwägerin. Der Ferrarese, der dies berichtet, fügt gleich, als ob er erläutern wolle, worin ihre bezwingende Macht bestehe, den Nachsatz hinzu: „ella è donna seducente et veramente graziosa". Er hat richtig erkannt: in ihrer Anmut, ihrer Grazie verbarg sich ihre fesselnde Gewalt. Das war keine äußere, angelernte, sondern eine feine,

durchgebildete Grazie, die sich bei allen Empfängen, allen Festen, bei der Unterhaltung und beim Tanz ungezwungen zeigte. So mußte nach den Anschauungen der Renaissance die Gentildonna äußerlich geartet sein. Kein Wunder, daß manche dieses Ideal in Lucrezia verkörpert sahen.

Außer einem etwas stark geschmeichelten Medaillonbildnis gibt es von ihr nur noch ein authentisches Porträt. Es stammt aus dem „museo" des Paolo Giovio, jenes sammeleifrigen Humanisten, der sich um die damalige Geschichte Italiens viele Verdienste erworben hat. Dieses Bild stimmt auffallend überein mit der Schilderung, die der zu den Hochzeitsfeierlichkeiten nach Ferrara entsandte Vertreter von Parma Nicolo Cagnola von der jungen Herzogin entwirft. Er berichtet: „Sie ist von mittlerer Größe und von zierlicher Gestalt; ihr Gesicht länglich, die Nase schön profiliert, die Haare goldgelb, die Augen von unbestimmtem Blau; der Mund ist etwas groß, die Zähne sind blendend weiß; ihr Hals ist schlank und weiß, bedeutend und doch voll Maß." Nur in einer Hinsicht weicht Cagnolas Beschreibung von dem Bilde ab: er spricht von goldgelbem Haare, während Lucrezia, nach dem Ölporträt zu urteilen, hellbraunes besessen hat. Und damit erwachen zugleich Zweifel an der Echtheit jener blaßblonden Haarlocke, welche die Ambrosiana in Mailand wie eine Reliquie hütet und die Lord Byron und andere Italienfahrer mit schwärmerischem Entzücken betrachteten. Wie Lucrezias Haar, so sind auch ihre blauen Augen viel besungen worden. Der Dichter Ercole Strozzi schrieb ihnen Zaubermacht

zu. Wer die Sonne zu lange ansieht, erblindet; wer die Meduſa betrachtet, verſteinert; aber wer in Lucrezias Augen ſchaut, der wird zwar zu Stein, aber in ſeiner Seele brennen Liebesgluten und aus ſeinen lebloſen Augen rinnen Tränen. Ercole behauptet, der Cupido in Lucrezias Schlafgemach wäre ſogar dem Augenzauber ſeiner Gebieterin erlegen und hätte ſich in Marmor verwandelt. Meinte er den Amor des Praxiteles oder den des Michelangelo? Beide hat die Herzogin beſeſſen.

Man ſagt, die Augen ſeien der Spiegel der Seele. Wenn in dieſem Satze Wahrheit ſteckt, dann kann jene Frau mit den ſchönen, bezaubernden blauen Augen niemals eine Meſſalina geweſen ſein. Und das war ſie auch nie. Dazu haben ſie außer den paar römiſchen Pamphletiſten Victor Hugo und Donizetti ſpäter gemacht. Sie war nicht beſſer und nicht ſchlimmer als die meiſten Frauen ihrer Zeit. Sinnlichkeit und Leichtſinn lagen ihr wie allen Borgias im Blut, und ſo konnte es leicht geſchehen, daß ſie hin und wieder auf dem ſchlüpfrigen Boden des Vatikans ausglitt. Alle Greuel, die man ihr angehängt hat, beruhen auf böswilligem Klatſch, den die Feinde der Borgias verbreiteten. Eigentlich wundert man ſich, daß die laſterhafte Atmoſphäre am Hofe Alexanders nicht verderblicheren Einfluß auf ſie ausgeübt hat. Bis zu ihrer Verheiratung mit Alfonſo von Ferrara hat Lucrezia gar keine Selbſtändigkeit gekannt. Sie war immer das willenloſe Werkzeug in den Händen ihres Vaters und Bruders, die nach Belieben, wie es gerade die diplomatiſche Rechenkunſt forderte, ihre Ehebande

bald knüpften, bald gewaltsam zerschnitten. Mit zweiundzwanzig Jahren war diese Frau bereits viermal verlobt und zweimal verheiratet gewesen. Ihre dritte und letzte Ehe beruhte ebenfalls nur auf politischer Erwägung, da der Papst seine Tochter durchaus auf dem Throne sehen wollte. Aber Lucrezia willigte nicht ungern in diese Heirat, einerseits vielleicht deshalb, weil sie nun endlich der Bevormundung durch ihren Vater und Bruder entrann, und andererseits mochte sie wohl fühlen, daß ihr an dem feingebildeten Hofe der Este eine selbständige, ja sogar führende Rolle zufiel. Lucrezia mag es gewußt haben, daß als Bildungszentren nur Mantua und Urbino noch mit dem estensischen Hofe wetteifern konnten und daß sie mit der Übernahme der Herzoginwürde gleichzeitig in Konkurrenz treten müsse mit den beiden gebildetsten Frauen jener Zeit, Isabella Gonzaga und Elisabetta Montefeltre. Ob sie nicht mit leisem Bangen diesem Wettstreit entgegensah? Eine Unsicherheit erfüllte sie jedenfalls. sonst hätte sie sich nicht so eifrig um die Freundschaft ihrer Schwägerin beworben. Daß ihr sehr daran gelegen war, Isabellas Sympathie zu gewinnen, bestätigt der liebenswürdige schmeichelnde Ton ihrer Briefe an sie. Die Markgräfin streifte denn auch allmählich die kühle Reserve ab, die sie zu Lucrezias Hochzeit zur Schau getragen hatte, und auf die offizielle Artigkeit, mit der sie anfangs die Briefe der Schwägerin erwiderte, folgte schließlich im Laufe der Jahre eine recht herzliche Freundschaft.

An Bildung stand Lucrezia weit hinter Isabella zurück. Sie beherrschte wohl einige Sprachen, verstand auch etwas griechisch und lateinisch, kannte einige populäre

Werke der zeitgenössischen schönen Literatur, trieb ein wenig Musik, zeichnete, schrieb sogar der Mode ihrer Zeit folgend Sonette, allerdings sehr mäßige —, damit war jedoch ihr Wissen und Können erschöpft. Aber sie stand den literarischen Regungen ihrer Zeit nicht teilnahmslos gegenüber. Während der trockene und nüchterne Gatte seinen Neigungen für Architektur, Industrie und Kanonen nachging, nahm sie die Literatur unter ihren Schutz. Ihrem Geschick, bedeutende Dichter und Humanisten anzuziehen und zu fesseln, verdankte Ferrara seinen Ruf, als der erste Salon Italiens zu gelten.

* * *

Antensio Laudo, scheinbar ein großer Gourmant, charakterisiert Ferrara in der Zeit seiner literarischen Blüte mit folgenden Worten: „Was soll ich hier von dieser prächtigen Stadt Ferrara sagen, als daß sie hinsichtlich der Würste, Süßigkeiten, Kräuter, Früchte und Gemüse der erste Platz der Welt ist, und daß man hier allein den herrlichen Wein von Albervelli in seiner ganzen Vorzüglichkeit trinken und die schönsten Fische essen kann." Das ist eine sonderbare Charakteristik für eine Stadt, die nach dem Bericht eines Zeitgenossen so von Dichtern wimmelte wie die ringsumliegenden Wiesen von Fröschen. Soll man daraus etwa den Schluß ziehen, das gute Essen habe die Poeten nach Ferrara gelockt? Oder war es der Frauenkultus, unter dessen Zeichen die Herrschaft der Este von Anbeginn gestanden hat, der Ferrara zu einem Dorado der Poeten machte? — In der Tat, die Estes und ihre Frauen sind den Dichtern stets wohlgesinnte Mäzene gewesen. Schon zu Lionellos Zeiten hatten sie

hier Unterschlupf gefunden. Der Markgraf lud die Literaten häufig zu Tische und unterhielt sich mit ihnen über humanistische Fragen. Oder er veranstaltete in den schattigen Parks der Schlösser Belfiore und Belriguardo unter Eichen und Lorbeer Disputationen. Ercole der Erste gar umgab sich mit einem ganzen Hofstaat von Dichtern. Während seiner Regierung erwarb sich Ferrara bereits eine führende Stellung in der Literatur und im feinen, höfischen geselligen Leben. In dem Abglanz, der von hier ausstrahlte, sonnten sich die kleineren norditalienischen Höfe; die Sitten der estensischen Residenz wurden zum Muster für die Höfe von Mirandola, Asolo u. a. Lucrezia trat nur in die Fußstapfen ihres Schwiegervaters, als sie sich der Literatur annahm. Ihrem Salon eiferten andere vornehme und gebildete Häuser in Ferrara, wie die Pios, Obizzi und Castelmos nach, und was Lucrezias Musenhof in großem Stile für die Dichter bedeutete, das waren diese Salons im kleinen.

Es war eine bunte literarische Gesellschaft, die Lucrezia im Schlosse um sich versammelte. Zu ihr gehörten Hochschullehrer, bedeutende Gelehrte, aber frostige Verskünstler; gehörten ferner Reimschmiede, die sich durch irgendein Huldigungscarmen die Aufnahme in diesen illustren Kreis erschlichen hatten; gehörten Dichter von Gottes Gnaden: Lyriker, Dramatiker, Epiker, Romanschriftsteller, Novellisten, Satiriker, geistreiche Plauderer, Witzbolde; gehörte sogar der bedeutendste Verleger jener Zeit: Aldo Manuzio. Nur ein Teil von ihnen hatte seinen ständigen Wohnort in Ferrara, andere weilten besuchsweise daselbst oder ließen sich für kurze Zeit hier nieder.

Wie ein Magnet zog Lucrezia sie alle an. Es schien fast, als ob sie ihre Gedichte und Schriften nicht für vollwertig betrachteten, bevor nicht der Beifall der Lucrezia sie sanktioniert hatte.

Sonderlinge und Charakterköpfe befanden sich unter diesen Musensöhnen. Da war der alte Tito Vespasiano Strozzi, der Senior der ferraresischen Dichter, ein Mann, der als Staatsbeamter ebenso gehaßt, wie als Poet verehrt wurde. In seinen Jugendtagen hatte er ein reizendes blondes Mädchen, um deretwillen er eine Zeitlang Ferrara fernbleiben mußte, in einem Zyklus Elegien besungen, die ihm eine schnelle Berühmtheit verschafft hatten. Aber nicht das blonde Mädchen, das Anthia hieß und vermutlich für Titos Verse kein Verständnis besaß, sondern Lucrezia wurde später durch die Widmung geehrt. Strozzi war im wahrsten Sinne des Wortes der Hofpoet der Este. Bot sich irgendeine Gelegenheit, die der Ausschmückung durch ein Gedicht bedurfte, sei es beim Empfang einer fremden Fürstlichkeit, oder bei Hochzeiten und sonstigen Festlichkeiten, so mußte der alte Strozzi den Pegasus besteigen. Und er tat es leicht und mit Geschick. Der lateinische Vers blieb sein Steckenpferd; für ihn ist er eifrig in die Schranken getreten, als gegen Ende des Jahrhunderts der Kampf der Meinungen, ob das Lateinische oder Italienische die Sprache der Dichtung sein solle, die Gemüter der Poeten erhitzte. Titos Sohn Ercole wandelte in den Fußstapfen seines Vaters. Auch er schrieb lateinische schwärmerische und elegische Verse, meistens zu Ehren Lucrezias. In der Empfindung übertraf er seinen Vater, in der Form stand

er hinter ihm zurück. Warme Freundschaft verband ihn mit dem Venezianer Pietro Bembo, der nicht ungern als Gast in Ferrara weilte und auch längere Zeit daselbst wohnte. Er war stets dort zu finden, wo eine schöne Frau das Szepter führte. Der „neue Petrarca" — so lautete sein Ehrentitel — schäkerte gern mit den Damen, die ihm ihre Sympathien nicht vorenthielten, weil er ein einnehmendes Äußere hatte, durch Gelehrsamkeit und Bildung sich auszeichnete, ein vollendeter Kavalier war und obendrein amüsant zu plaudern wußte. Bembo schrieb in Ferrara seine „Asolanen", drei Gespräche über die Liebe, die in Asolo, dem Wohnsitz der entthronten Königin von Cypern Katharina Cornaro geführt werden und die eigentlich nichts anderes als eine Verherrlichung Petrarcas und seiner Ideen über die Liebe sind. Bembo gab damit den Anstoß zu jenem Petrarcakultus, der bald in eine geradezu krankhafte Schwärmerei für den berühmten Verfasser der Laurasonette ausartete, eine Schwärmerei, die mit dem ein Vierteljahrtausend später einsetzenden Wertherenthusiasmus eine gewisse Ähnlichkeit hat. Jeder Dilettant und Dichterling fühlte sich gedrungen, mindestens ein Sonett à la Petrarca zu reimen, um seine Zugehörigkeit zum Parnaß zu erweisen. In Venedig sah man sogar eine Zeitlang die jungen Elegants zierlichen Schrittes, eine Blume hinterm Ohr, in parfümierten Handschuhen, mit einem halb aus der Tasche heraushängenden „Petrarchino" — einer kleinen Ausgabe des „Canzoniere" — auf dem Markusplatz promenieren und den vorübergehenden Damen kokette Blicke zuwerfen. Bembo wurde durch die „Asolanen" mit einem

Kardinal Bibbiena

Kardinal Bembo

Bildnis von Raffael Santi

Bildnis von Tizian

Schlage ein berühmter Mann. Ebenso Lucrezia, der er sie zueignete und deren besondere Gunst er besaß. Um die Gunst der Herzogin warb noch ein anderer Dichter namens Celio Calcagnini, ein Höfling und Allerweltsmensch, der dem Kardinal Ippolito d'Este bei seinen Liebesabenteuern assistierte, an der Universität Kolleg über Mathematik und Astronomie las, nebenbei sich mit Geschichte und Numismatik beschäftigte, für Ercoles Theater antike Lustspiele übertrug und zur Verherrlichung des schönen Geschlechtes phantasiesprühende Elegien dichtete. Ein solcher Frauenschmeichler war auch Antonio Tebaldeo, dessen Liebeshändel sich einer gleichen Berühmtheit erfreuten wie seine Sonette. Er war so etwas wie ein lebender „Nürnberger Trichter", denn man hatte ihn dazu bestellt, die kleine Isabella zu unterweisen, wie man Dichter würde. Lucrezia nahm ihn später in ihre Dienste und verlieh ihm das Amt eines Privatsekretärs. Die Stellung muß nicht hoch dotiert gewesen sein, denn sonst hätte Tebaldeo nicht die Markgräfin gebeten, ihm vier Hemden zu schicken, die er mit Sonetten bezahlen wollte. Ein Mann ganz anderen Schlages tritt uns in Jacopo Caviceo entgegen, dessen Lebensschifflein nach stürmischer Fahrt schließlich in Ferrara eingelaufen war. Ein Mann, der Faust und Federkiel mit gleicher Gewandtheit zu brauchen wußte und der durch seinen zügellosen Lebenswandel viel Ärgernis erregt hatte. Jetzt saß der ehemalige händelsüchtige Straßenkämpfer, Nonnenverführer und aufsässige Priester als angesehener Prälat in der Residenz der Este und verwaltete die einträgliche Pfründe eines bischöflichen Vikars. Seine Mußestunden

füllte er mit Romanschriftstellerei aus, zu der ihm sein buntbewegtes Abenteuerleben reichhaltiges Material bot. Zur Berühmtheit gelangte aber nur sein Liebesroman „Peregrino", den er natürlich „alla savia ad accostumata Lucrezia Borgia" zugeeignet hat. Der bedeutendste Dichter am Musenhofe der Herzogin war jedoch Ariost. Freilich, daß er durch seinen „Orlando furioso" sich den Ehrenplatz unter den italienischen Epikern erringen würde, ahnte er damals noch nicht. Dieses Heldengedicht, welches das Rittertum und seine Kämpfe großzügig verherrlichen sollte, war erst im Entstehen. Bis dahin kannte man ihn nur als Gelegenheitsdichter und Komödienschreiber. Auch wußte man, daß er hin und wieder, von melancholischen Stimmungen übermannt, oder von Liebesneigungen ergriffen, ein schwermütiges Gedicht schrieb. Im Grunde seines Wesens war er Melancholiker, Einsamkeitsgrübler, der den rauschenden Festen am liebsten aus dem Wege ging. Darum wird man ihn selten in Lucrezias Salon erblickt haben. Aber wenn er dort erschien, so war er zweifellos der Gefeiertste in der Gesellschaft. Die schöne Gestalt, die großen träumerischen Augen, der üppige dunkle Vollbart, das feingeschnittene Profil, der melancholische Ausdruck seiner Züge verliehen ihm schon äußerlich etwas ungemein Anziehendes. Sein schweigsames, insichgekehrtes Wesen und die vornehme Reserve, die er stets zur Schau trug, verliehen seiner Persönlichkeit einen interessanten geheimnisvollen Nimbus, der den Damen äußerst reizvoll erschien. Er war der König unter den Dichtern Ferraras.

* * *

Mit Lucrezia Borgias Musenhof steht eine tragische Begebenheit in engem Zusammenhang. Die Augen der Herzogin hatten es dem jungen Ercole Strozzi angetan. Sein leicht empfängliches Herz war in Flammen aufgegangen. Erst hatte er ihr, wie die übrigen, Huldigungen dargebracht, hatte er in tönenden Versen ihre Schönheit und Bildung, ihre Anmut und Tugend gefeiert. Dann wurden plötzlich aus den artigen, schmeichelnden Versen heiße, liebesstammelnde Gedichte. Lucrezia fand an ihnen Gefallen; sie beschenkte Ercole mit Seide und Brokat, und einmal schenkte sie ihm sogar eine Rose, auf die sie vorher einen Kuß gedrückt hatte. Der Dichter geriet darüber in höchstes Entzücken und erwiderte diese Gabe mit einem leidenschaftlichen Epigramm:

„Rose, der Freude entspross'ne, von zarten Fingern gepflückte,
Scheint nicht dein farbiger Glanz herrlicher mir als sonst?
Schmückte dich Venus aufs neu'? Hat dir Lucreziens Lippe
Nicht im Kusse so schön strahlenden Purpur verlieh'n?

Wir wissen nicht, ob Lucrezia dem jungen Ercole nur Rosen geschenkt hat. Chronist und Zeitgenossen schweigen diskret darüber. Aber an bösen Zungen, die dem Herzog unlauteres Gerede in die Ohren tuschelten, mag es nicht gefehlt haben. Und Alfonso hatte ein eifersüchtiges Auge und ein rachedurstiges Gemüt. Ein geringer Hinweis vermochte schon sein Mißtrauen zu wecken und die Flammen seines Zornes zu schüren. Wie ein Tiger lag er auf

der Lauer, des Augenblicks gewärtig, um über sein Opfer herzufallen. Und dieser Augenblick kam. Ercole schwelgte noch im Rausche seiner Flitterwochen — er hatte sich kurz zuvor mit einer schönen Witwe vermählt — da wurde er plötzlich in der Nähe von San Francesco von Mördern angefallen. Erbärmlich zugerichtet, mit durchschnittener Kehle, aus zweiundzwanzig Wunden blutend, fand man ihn. Die stolzen Dichterlocken lagen blutgetränkt und staubbesudelt rings um seine Leiche. Ganz Ferrara entrüstete sich über diese Bluttat und forderte unverzügliche Bestrafung der Schuldigen. Doch der, der allein der Gerechtigkeit Genüge schaffen konnte, blieb den Forderungen stumm. Wer wollte da noch länger daran zweifeln, daß der Herzog selbst der Anstifter des Mordes gewesen sei?

Der Entrüstungssturm flaute ebenso schnell ab, wie er sich erhoben hatte, und die Dichter vergaßen den Tod ihres Freundes ebenso bald, wie Lucrezia. Das war man in Ferrara so gewohnt, wußte doch fast jeder Turm, fast jedes Kastell von einer Liebestragödie zu erzählen. In der „Torre Marchesana" ging Parisinas Schatten um. Dort hatte sie ihr Haupt dem Henker lassen müssen für ihre verbrecherische Neigung zu ihrem Stiefsohn Ugo, den in dem düstern „Löwenturm" die Todesstrafe ereilte. Und noch lebte in aller Erinnerung das furchtbare Drama, das Angela Borgia heraufbeschworen hatte, als sie so unvorsichtig gewesen war, in Gegenwart des Kardinals Ippolito d'Este die schönen Augen seines Stiefbruders Giulio zu rühmen. Der arme Giulio mußte diese kecke Behauptung der jungen Dame nicht nur mit dem

Verlust eines Auges, das ihm der eifersüchtige Kardinal ausstechen ließ, sondern obendrein mit lebenslänglicher Kerkerhaft büßen, weil er sich vermessen hatte, die von dem Herzog ihm versagte Sühne mit eigner Hand zu nehmen. Jetzt schmachtete er zusammen mit seinem Stiefbruder Don Ferrante unten in dem dumpfen Burgverließ, während über ihm Lucrezia ihre rauschenden Feste gab.

Die junge Herzogin hatte nicht Muße, an das Schicksal der Staatsgefangenen und an die Opfer roher Leidenschaften zu denken. Sie wollte sich amüsieren. Warum sollte sie dem einem Dichter eine Zähre nachweinen, wenn so viele andere sich um ihre Huld bewarben? Und schließlich scheint sie von vornherein für den schönen geistreichen Bembo mehr Sympathien übrig gehabt zu haben, als für den hinkenden Lateiner Strozzi. In Bembo war sie verliebt; das haben ihre in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand aufbewahrten Briefe uns verraten. Wohl steht nichts in ihnen, was unmittelbar auf ein Verhältnis mit dem Dichter hinwiese — allzu vorsichtig sind sie in Worten und Wendungen abgefaßt —, aber trotzdem kann kaum ein Zweifel bestehen, daß zwischen beiden intime Beziehungen vorhanden waren; man achte nur darauf, wie ängstlich Lucrezia bemüht ist, die Anonymität der Briefschreiberin zu wahren, sobald ein wärmeres Gefühl aus den Zeilen durchblickt. Und schließlich reden auch Bembos Briefe und Gedichte eine sehr deutliche Sprache. Sie sind überreich an schwärmerischer Verehrung für Lucrezia. Er nennt sie „das Licht seines Seins", sein „teuerstes Leben"; er küßt ihre Hand als

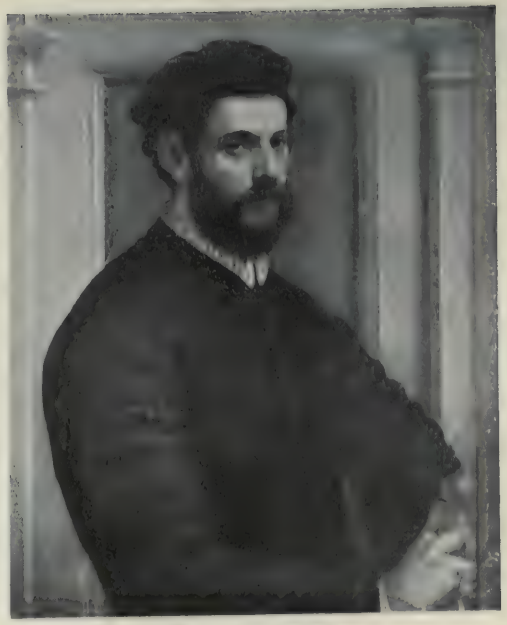
die „schönste, die er in seinem Leben an die Lippen geführt"; er richtet an sie unzählige begeisterungstrunkene Sonette und spricht zu ihr immer nur von seiner Liebe. Lucrezia hat ihn einmal, als er am Fieber krank darniederlag, besucht. Er schrieb ihr darauf: „Durch einen Blick und die Berührung der Hand ward mir die Gesundheit wiedergegeben; da Eure mir so teuren Worte Liebe, Heiterkeit und Trost sprudeln, erweckten sie mich zum Leben." Der postillon d'amour war die hübsche Angela, dieselbe, um deretwillen Giulio sein Auge verlor. Sie gehörte zu den Vertrauten der Herzogin. Aber noch viele andere bei Hofe wußten um diesen Roman. Selbst den Dichtern, darunter Ariost und natürlich den Strozzis, in deren Landhaus zu Ostellato Bembo eine Zeitlang ein beschauliches Philosophendasein führte, blieb das zarte Geheimnis nicht verborgen. Tito Strozzi, Ercoles Vater, witzelte sogar darüber in einem Epigramm, in dem er den Namen Lucrezia von lux und retia herleitete und des zarten Netzes spottete, in das sich Bembo verwickelt hätte. Der Alte hatte keinen Grund, sich über Bembo lustig zu machen, denn er selbst war dem Zauber Lucrezias erlegen und huldigte ihr in überschwenglichen Gedichten. Merkwürdig war es nur, daß der mißtrauische Alfonso nicht hinter das Geheimnis kam. Das Liebesidyll scheint denn auch im Herbst 1504, während der Herzog in Frankreich weilte, um die Beziehungen zwischen Ferrara und dem französischen Hofe zu festigen, seinen leidenschaftlichen Höhepunkt erreicht zu haben. Damals lebte Lucrezia allein mit ihrem Hofstaate in Ferrara. Der alte Herzog Ercole hatte sich auf das nahegelegene

Schlößchen Belriguardo zurückgezogen. Dort verbrachte er den Rest seiner Tage. Als er bald darauf starb und sein Sohn Alfonso die Zügel der Herrschaft in die Hände nahm, gebot es die Vorsicht Lucrezia, die zarten Bande zwischen ihr und Bembo, wenn auch nicht zu zerschneiden, so doch zu lockern. Völlig erstarb diese Liebe erst später. Es ist nicht unmöglich, daß Bembo durch das tragische Ende des Freundes auf die Gefahr, in der er ebenfalls schwebte, aufmerksam wurde und daß diese ihn veranlaßte, Ferrara den Rücken zu kehren. Vielleicht war auch seine Leidenschaft für Lucrezia bereits abgekühlt, und der abwechslungliebende Frauenherzenbezwinger sehnte sich nach einer anderen Muse. Er brauchte sich nicht lange nach ihr umzusehen. Er fand sie in dem geselligen Urbino, wohin er seine Schritte wandte.

* *
*

Nach Bembos Fortgang begann es in Ferrara still zu werden. Kriegsläufte brachten über die Stadt viel Mißgeschick. Das Land stöhnte unter dem Bann, den Julius II. über Alfonso wegen seiner Weigerung, der französischen Liga zu entsagen und vom Kriege gegen Venedig abzustehen, ausgesprochen hatte. Die Zeit der rauschenden Feste und Vergnügungen war vorüber. Auch in Lucrezias Salon verstummte allmählich das gesellige Treiben. Die mütterlichen Pflichten, welche ihr die Geburt mehrerer Kinder auferlegte, verdrängten ihre literarischen Interessen. Außerdem nahm ihr ganzes Denken und Leben eine religiöse beschauliche Richtung. Vollends still wurde es an Lucrezias Musenhof, als Leo X. den

päpstlichen Thron bestieg. Die Kunstliebhaberei dieses Medici zog die bedeutendsten Künstler an seinen Hof. Und dorthin gingen auch die Dichter Ferraras. Nur Ariost und Calcagnini blieben der Residenz der Este treu. Ariost vollendete bald darauf seinen „Orlando", dessen Ruhm noch lange einen strahlenden Glanz über Ferrara warf, bis Tassos Dichtergröße ihn mit neuem Licht erfüllte.



Antonio Tebaldeo

Bildnis von Raffael Santi (?)

Ludovico Ariosi

Bildnis von Tizian

La prima donna del mondo.

Keine Frau der Renaissance hat die gesellschaftlichen Formen ihrer Zeit so vollkommen beherrscht, wie Isabella d'Este, die Markgräfin von Mantua. In ihr verkörperte sich schlechtweg das Ideal der Gentildonna des Cinquecento, was die Zeitgenossen ihr auch ohne weiteres zuerkannt haben. Man darf wohl sagen, daß es zu Beginn des XVI. Jahrhunderts keine Dame gab, die sich mit ihr in eine solche vornehme Popularität hätte teilen können. Und ihr Ruf blieb nicht nur auf Italien beschränkt. Er drang überall hin, wo feinere Bildung und höhere gesellschaftliche Kultur sich entfalteten, und überall galt Isabella als das maßgebende Vorbild, dem die weibliche Hautevolée nachzueifern strebte.

Die Markgräfin sammelte stets einen Kreis von bedeutenden Persönlichkeiten um sich, wirkte anregend und fördernd auf sie ein und besaß außerdem die seltene Gabe, durch sinnig geleiteten geselligen Umgang selbst extrem einander entgegengesetzte Charaktere zusammenzuhalten. Wohin sie auch kam, gleich stand sie im Mittelpunkt des Interesses, gleich drängte sich alles, was einen

klangvollen Namen hatte, in ihr gastfreies Haus. So war es bei ihrer Anwesenheit in Mailand, wo die höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträger ihren Salon aufsuchten, und so war es während ihres zweiten römischen Aufenthaltes. Kaum hatte sie die ewige Stadt betreten und sich in dem ihr zur Verfügung gestellten Colonnapalast eingerichtet, als ihr Domizil auch schon den Treffpunkt der geistigen Elite Roms bildete. Kardinäle, Diplomaten, Dichter und Gelehrte, darunter selbstverständlich die illustrissimi Sadoleto und Bembo, nahmen teil an den fast täglich hier stattfindenden Zusammenkünften, bei denen kluge Unterhaltung und witzige Causerie einander die Wagschale hielten, die Musik nie fehlen durfte und Isabellas wundervolle Gesangsvorträge zur Laute eine unerläßliche Programmnummer waren.

Wenn die Markgräfin schon anderwärts einen bestimmenden Einfluß auf das gesellige Leben ausübte, wieviel mehr mußte er sich dort fühlbar machen, wo sie dazu berufen war — in ihrer Residenz Mantua! Es scheint denn auch wirklich, als ob mit ihr ein neuer Geist in den Herrschersitz der Gonzaga eingezogen wäre. Isabella zählte noch nicht sechzehn Jahre, als Gian Francesco sie heimführte, aber trotz ihrer Jugend besaß sie dank der trefflichen Erziehung, der feingebildeten Umgebung, in der sie aufgewachsen war, eine außerordentliche Intelligenz und Reife der Lebensauffassung. Sie verpflanzte die geistige Atmosphäre des estensischen Hofes nach Mantua. Und so wurde dieser kleine Fürstenhof eine zweites Ferrara.

Isabella befand sich in einer ähnlichen Lage wie ihre

Schwägerin Lucrezia. Sie hatte einen Gatten, der zwar ein tüchtiger Feldherr, Politiker und Sportsmann war, dem jedoch für Kunst und höhere Kultur das tiefere Verständnis fehlte, obschon er sich gegen beides nicht ablehnend verhielt. In dieser Hinsicht blieb die Markgräfin also ganz auf sich selbst angewiesen. Bei ihrem stark ausgeprägten Kunstsinn und großen Sammeleifer gestalteten sich die Verhältnisse für sie bedeutend schwieriger als für die Schwägerin, hatte jene doch wenigstens die Mittel zur Verfügung, um ein Mäzenat auszuüben, während in der Kasse der Gonzagas beständig Ebbe herrschte, was nicht selten zu unliebsamen Situationen führte, unter denen die Markgräfin am meisten zu leiden hatte. Besonders peinlich mußte sie das in Rom empfinden. Es war ihr sehnsüchtigstes Ziel, die ewige Stadt kennen zu lernen. Als sie nun endlich ohne Wissen ihres Gemahls die Reise antrat, schrumpften schon, bevor sie das Ziel erreichte, die Barmittel so beträchtlich zusammen, daß sie unmöglich mit dem übriggebliebenen Rest standesgemäß in Rom leben konnte. Zum Glück ließ ihr Leo X. ein Säckchen mit 500 Dukaten überreichen. Diese vermochten natürlich einer Fürstin wie Isabella, die außerdem kostspielige Passionen hatte, Antiquitäten kaufte und bei den ersten römischen Malern Bilder bestellte, nur für den Augenblick zu helfen. Später sah sie sich doch genötigt, Anleihen zu machen, und zwar zuerst bei dem Bankier Agostino Chigi, dann bei dem Fürsten Guiglelmo da Sermonetta. Beide haben ihr das Geld bereitwilligst und sogar zinsfrei vorgestreckt.

Unter solchen mißlichen Geldverhältnissen konnten die Dichter in Mantua höchstens auf Kleider oder Viktualien, in seltensten Fällen jedoch auf Bargeld rechnen. Um so verwunderlicher jedoch ist es, daß die nach Mäzenen lüsternen und in ihren Ansprüchen keineswegs bescheidenen Renaissancepoeten sich doch fortwährend an die Markgräfin wandten, zumal sie wußten, daß sie keinen klingenden Lohn zu erwarten hatten. Bembo, Bandello, Ariost, Bernardo Tasso und viele andere sandten ihre Arbeiten im Manuskript an Isabella, als hinge gleichsam von dem Lob und Tadel der „prima donna del mondo" die Genehmigung zur Veröffentlichung ab. Ein Beweis, wie hoch die zeitgenössischen Literaten die Markgräfin schätzten und welches Gewicht sie ihrem Urteil beimaßen.

Und ebenso erstreckte sich ihr Mäzenat, ohne durch finanziellen Aufwand zu prunken, auf die bildende Kunst, deren Schätze noch heute das Anziehendste in der ehemaligen Gonzagaresidenz sind. Mantegna, Giovanni Bellini, Lorenzo Costa, Francia, Dosso Dossi und Perugino haben für sie gearbeitet und ihre wertvollsten Leistungen in Mantua zustande gebracht. Zu den Gemälden, die sie in Auftrag gab, lieferte sie meist selbst die Ideen, denen oft ein riesenhafter mythologischer Apparat zugrunde lag und die darum auch für die künstlerische Ausführung sich nicht recht eignen wollten. Eine besondere Sorgfalt verwandte sie auf die Ausschmückung ihrer Privatgemächer in der Reggia, dem sog. „Appartemento del Paradiso" und dem „Studiolo". Sie wollte hier Gemälde von je einem der besten zeitgenössischen Maler besitzen. Durchwandert man heutigen Tages das Paradiso, so

kann man sich ohne Zuhilfenahme der Phantasie kaum mehr eine rechte Vorstellung von dem ehemaligen anheimelnden Eindruck dieses Raumes machen, denn nüchtern und kalt weht es einen von allen Seiten an. Wohl blicken noch von dem Tonnengewölbe die spärlichen Reste der Vergoldung und Ultramarintönung auf uns herab, wohl fesselt uns noch an dem Traggebälk der prachtvoll gearbeitete Intarsiafries mit den Devisen und Wappenemblemen der Gonzaga, auch jene auf azurblauem Grund prangenden musikalischen Schriftzeichen, die Isabella zu ihrer Lieblingsimpresa gewählt hatte, aber es fehlt jener belebende gesellige Geist, der einmal einen so verführerischen Zauber um dieses Gemach wob, und den Lorenzo Costas jetzt im Louvre hängendes Gemälde „La cour d'Isabella d'Este" allein deutlich ahnen läßt. Früher glaubte man, daß alle auf jenem Bilde dargestellten Personen dem Salon Isabellas angehört hätten, bis neuerdings diese Ansicht für irrtümlich erklärt und damit der Beweis erbracht wurde, daß der Inhalt nur allegorisch aufzufassen sei. Aber selbst eine solche Deutung vermag den Eindruck nicht zu verwischen, daß über dem allegorisch-mythologischen Idyll die Atmosphäre einer feingeformten Renaissancegeselligkeit schwebt, und so bleibt es trotzdem ein wundersamer Spiegel des Lebens und Treibens an Isabellas Hofe.

Stellt man sich das Paradiso vor noch zu einer Zeit, als Lorenzo Costas Meisterwerk und noch verschiedene andere wertvolle Bilder die Wände dieses Gemaches schmückten, vergegenwärtigt man sich die reichhaltige „anticaglie"-Sammlung, bestehend aus Globen und At-

lanten, Medaillen und Münzen, Abbildungen, Musikinstrumenten, Plastiken und kunstgewerblichen Gegenständen, die aus aller Welt hier zusammenflossen, und nimmt man schließlich die prächtige Bibliothek hinzu, in der die griechischen und lateinischen Klassiker ebenso wie die drei großen Renaissancemeister Dante, Petrarca und Boccaccio und die allerneuesten Ritterromane vertreten waren, eine Bibliothek, die an Inhalt und Ausstattung den Neid eines jeden Bibliophilen entfachen könnte, denkt man sich dies hier alles vereint, so verwandelt sich die nüchterne Nacktheit dieses Raumes in eine überschäumende Fülle von Farbeneindrücken, die nur eine so seltsame Mischung, wie Museum und Boudoir, hervorzurufen vermag. Doch gerade die Buntheit kennzeichnet am deutlichsten die Beherrscherin dieser eigenartigen intimen Welt, in der Wissenschaft, Kunst und Geselligkeit ineinanderzufließen scheinen. So war sie selbst, die „prima donna del mondo" — immer rege, wißbegierig und voll Bewunderung für alles Neue und Große auf jedem einzelnen Gebiete, immer liebenswürdig und zu heiterem Verkehr aufgelegt. Wenn sie nicht durch ihre Korrespondenz in Anspruch genommen wurde, Antiquitätenhändler mit dem Ankauf irgendeiner Seltenheit beauftragte oder mit Dichtern über aktuelle literarische Werke disputierte oder auch nur mit Fürstlichkeiten und Kardinälen über häusliche Angelegenheiten schalkhaft plauderte — ging ihre Zeit ganz in der Geselligkeit auf.

Diese Frau wollte nicht einsam sein; sie mußte stets jemand haben, dem sie sich anvertrauen durfte, der für alles, was sie unternahm, Interesse zeigte. In ihrem

Gatten konnte sie einen solchen teilnahmsvollen Freund nicht finden, denn ihre beiderseitigen Interessen lagen zu weit auseinander. So harmonisch, wie manche behaupten, ist diese Ehe auch nicht gewesen. Vor allem nahm es der Markgraf mit der ehelichen Treue nicht sehr genau. Zwar besaß Isabella jene Überlegenheit der grande dame, die über solche Verfehlungen gleichgültigen Auges hinwegsieht, wenigstens hinwegzusehen scheint. Die vorsorgliche Gattin ging in ihrer Duldsamkeit sogar soweit, daß sie selbst, wenn der Markgraf auf Reisen ging, eine unter den Schönen Mantuas aussuchte und sie ihm als Begleiterin mitgab. Ungehalten wurde sie nur, sobald Gian Francesco persönlich die Wahl traf und dabei schlechten Geschmack bewies. So half sie sich gewissermaßen mit Galgenhumor über ihre Lage hinweg; daß sie darunter litt, hat sie vielleicht nur ihrer intimsten Freundin, der Schwester des Markgrafen, Elisabetta, eingestanden.

Diese war jedenfalls die erste, der Isabella ihr Herz erschloß. Die um drei Jahre ältere Schwägerin kam ihr von vornherein mit außerordentlicher Freundlichkeit und Offenheit entgegen, was wohl hauptsächlich dazu beitrug, daß sich die Markgräfin in Mantua so schnell heimisch fühlte. Beide Frauen hatten gleiche Interessen und liebten die Geselligkeit. Sie lasen zusammen die neu erschienenen Ritterromane, sangen französische Chansons, spielten Karten, unternahmen gemeinsame Spaziergänge, ja sogar Reisen, die sie bis an den Gardasee führten. Der Freundschaftsbund dauerte auch fort, als Elisabetta Herzogin von Urbino geworden war. Beständig gingen Briefe zwischen Mantua und Urbino hin und her, in denen sich

die Freundinnen ihre Erlebnisse berichteten, Briefe, deren herzlicher Ton erkennen läßt, wie tief die Achtung vor einander in diesen beiden geistesverwandten Frauen wurzelte.

Manche Freundschaft knüpfte Isabella in Mantua an. Eine Zeitlang stand ihr die Nonne Osanna nahe und übte einen starken Einfluß auf ihr religiöses Empfinden aus. Auch Männer, wie der dem Hause Gonzaga verwandte Graf Castiglione und der Kardinal Bibbiena durften sich ihrer Freundschaft rühmen. Letzterem hatte sie den Spitznamen „Moccione", d. h. Schwindler, gegeben, vermutlich wohl deshalb, weil er es bei seinen Erzählungen mit der Wahrheit nicht genau nahm und alles Mögliche und Unmögliche zusammenschwatzte. Nichtsdestoweniger liebte die Markgräfin Bibbienas Narreteien, und da seine Gegenwart stets sehr anregend und erheiternd wirkte, sah sie ihn gern in ihrem Kreise. Der Kardinal weilte dann auch recht häufig in Mantua; mehr jedoch als die Markgräfin lockten ihn dort die niedlichen Damigellen, die sich stets in ihrem Gefolge befanden. Besonders eine unter ihnen, Isabella Lavagnola, hatte es ihm angetan. Wenn er an seine fürstliche Freundin schrieb, versäumte er es nicht, noch als Postskriptum einen Kuß für die angeschwärmte Lavagnola hinzuzufügen, den die für solche Scherze stets wohlgeneigte Markgräfin gewiß prompt überbrachte.

Isabella hatte nicht die Gepflogenheit jener Königin, die, um durch ihre Schönheit noch vorteilhafter zu glänzen, sich mit einem Hofstaat häßlicher Frauen umgab. Im Gegenteil, gutes Aussehen war eine unerläßliche Be-

Isabella d'Este

Bildnis von Tizian

dingung für jene Damen, die in den Kreis der Markgräfin Aufnahme finden wollten. Sie selbst brauchte keine Konkurrenz zu fürchten, denn allgemein wurde sie als die liebreizendste Frau Italiens bezeichnet. Giangiorgio Trissino hielt sie für den Typus einer Renaissanceschönheit, und die Marchesa de Cotrone berichtete bei Gelegenheit der Hochzeit Alphonsos d'Este mit Lucrezia, Isabella überstrahle alle Frauen an Schönheit und Grazie. Auch nach heutigen Begriffen wird man, gestützt auf Tizians Porträt, allerdings ein wenig mit Einschränkung, dieses Urteil bestätigen müssen. Das Angenehme ihrer Erscheinung lag weniger in der Harmonie und vollkommenen Ausbildung der Formen, als in den wunderbar feingeschnittenen Gesichtszügen und dem aristokratischen Auftreten.

Kein Wunder, daß die Markgräfin überall, wo sie sich mit ihren „Venuspriesterinnen", wie ein zeitgenössischer Schriftsteller ihre Damigellen getauft hat, zu zeigen pflegte, das größte Aufsehen erregte und die Herzen der Männer in Aufruhr versetzte. Es befanden sich in der Tat ausgesuchte Schönheiten unter ihnen. Gleichzeitig waren es aber auch sehr kokette und leichtfertige Dämchen. Alltags mußten sie sich sehr bescheiden kleiden, Sonntags jedoch und bei Festlichkeiten gingen sie in Samt und Seide. Am ausgelassensten gebärdeten sie sich, wenn sie irgendwo außerhalb Mantua sich aufhielten. Und zwar wählte Isabella zu solchen Ausflügen mit Vorliebe die Karnevalszeit. Im Februar 1513 machte sie zum Beispiel mit ihrer lockeren „bande joyeuse" Mailand unsicher. Selbst diese durch die glänzenden Feste Ludo-

vico il Moros an Geselligkeit gewöhnte Stadt, von deren Frauen Bandello behauptete, sie seien, weil sie in Üppigkeit, Pracht, Lust und Bequemlichkeit dahinlebten, vertraulich, mild, freundlich, von Natur geneigt zu lieben und geliebt zu werden und unaufhörlich ein Leben in der Liebe zu führen, selbst dieses Dorado des leichtfertigen Lebensgenusses geriet aus Rand und Band, als die schönen Mantuanerinnen eintrafen. Obwohl die Franzosen vor der Stadt lagen und in den Karnevalslärm der Kanonendonner sich mischte, gab man sich in vollen Zügen dem tollen Treiben hin. Der Marquis von Pescara, der kurz zuvor die Venetianer geschlagen hatte, erlag sofort den Reizen der hübschen Delia, während der Erzbischof von Gurk, Monsignore Matteo Lang, für die kleine Brognina leidenschaftlich entbrannte. Der Prälat hatte leider wenig Glück mit seiner Liebe, denn der spanische Vizekönig Raimondo di Cordone warf ihn bald aus dem Sattel. Die Geschichte erhielt übrigens noch ein komisches Nachspiel. Brognina mußte die Folgen ihrer Liebschaft im Kloster büßen. Dort ließ sie der Franzosenkönig Franz I., dem gleichfalls ihre Schönheit zu Kopf gestiegen war, durch den Bischof von Nizza rauben. Als dieser jedoch mit seinem Raub heimkehrte, begegnete ihnen ein Trupp Spanier, der die hübsche Damigelle sofort erkannte, befreite und den geistlichen Herrn obendrein verprügelte. Zuguterletzt fand man noch bei ihm ein gefälschtes Breve, in dem Brognina aller ihrer Sünden ledig gesprochen wurde, wenn sie dem spanischen Vizekönig untreu würde und zum Franzosenherrscher überginge. Nicht so humorvoll lief der Karneval von Bologna

aus, wo gerade Kaiser Karl V. weilte. Hier kam es zwischen den Spaniern aus der Suite des Kaisers und den dortigen italienischen Kavalieren wegen Isabellas Damigellen zu einer regelrechten Rauferei, wobei drei Spanier ihr Leben lassen mußten.

Wie ungehörig das Betragen dieser Dämchen sein konnte, zeigte sich recht bei dem bolognesischen Karneval. Allerorts wurden Klagen laut, und an den Mauern der Paläste waren täglich Proteste gegen ihr unanständiges Gebahren zu lesen. Es ist merkwürdig, daß die Markgräfin, die sich über die Schlüpfrigkeiten der „Calandria" so empörte, vor allem sich darüber entrüstend, daß man ihr als Dame eine solche derbe Kost vorsetzte, an diesem zügellosen Treiben ihrer Begleiterinnen keinen Anstoß nahm. Sie war erstaunlich nachsichtig in dieser Beziehung. Sie ließ es auch lächelnd geschehen, wenn die Damigellen mit ihrem Sohne Federigo liebelten oder ihm laszive billets-doux schickten. Es bereitete ihr unsäglich viel Spaß, zu sehen, wie die Männer sich in den Fesseln ihrer Venuspriesterinnen verstrickten. Manchmal verfolgte sie damit einen bestimmten politischen Zweck; sie hoffte dadurch, daß sie einen so verlockenden Köder auswarf, diejenigen, auf die sie es absah, leichter zu fangen und ihren Absichten gefügig zu machen. Daß dieser schlaue Schachzug ihr gelang, wird durch mehr als ein Beispiel bestätigt. Isabella war eben eine weltgewandte, zielbewußte Frau, die mit aller Energie das ausführte, was sie sich vornahm. So setzte sie ihre Romfahrt durch, so verschaffte sie in Rom ihrem Sohn

Ercole den Kardinalshut. Ihr Gatte hätte vollkommen recht, wenn er sie „una donna di sua opinione“ nannte.

Diese eigene Meinung oder vielmehr dieses Betonen einer gewissen Besonderheit machte sich bei Isabella auch nach außen hin bemerkbar. Eine Zeitlang war sie die führende Modedame Italiens. Ihre aus seidenen Bändern und Fäden bestehende Frisur, die sie auf dem Tizianschen Bilde trägt, fand bei den Frauen der benachbarten Höfe bald eifrige Nachahmung. Einer großen Berühmtheit erfreuten sich ihre wohlriechenden Pomaden. Sogar die Königin von Frankreich erbat sich von ihr ein Paar parfümierte Handschuhe. Allerdings verdarb die Pomade unterwegs, was jedoch die französische Herrscherin nicht hinderte, die Handschuhe zu tragen. Ebenso ließ sie sich beständig über Isabellas Kleidung Berichte geben. Wo die Markgräfin auch erschien, allerorts brachte man ihr die größte Verehrung und Bewunderung entgegen, allerorts war sie der Star des gesellschaftlichen Lebens: „La prima donna del mondo!“

Auf welche Frau der Renaissance hätte wohl diese Bezeichnung besser gepaßt als auf die Markgräfin von Mantua, sie, die vornehmste Kunstdilettantin und größte Lebenskünstlerin ihrer Zeit? Wo fände man wohl noch diesen ausgebildeten belle esprit der Unterhaltung, der ihren Kreis so anziehend belebte? Allenfalls noch in Urbino, der kleinen Apenninenresidenz, wo Isabellas Schwägerin Elisabetta ein eigenes Reich der Geselligkeit ins Leben rief.

Eine Soiree im Schlosse zu Urbino.

An den Hängen der Apenninen, gleichsam in der Mitte Italiens gegen das Adriatische Meer zu, liegt das Städtchen Urbino. Obwohl wegen seiner Lage im Gebirge nicht so anmutig wie andre Orte, hat es doch ein so herrliches Klima, daß das Land herum äußerst ertragreich und in einer Weise fruchtbar ist, daß man dort außer einem heitern Himmel alle Notdurft für das menschliche Leben vorfindet. Aber unter allen Annehmlichkeiten, die man der Stadt beilegen kann, ist meines Erachtens die vornehmste, daß sie lange Zeit hindurch von den besten Fürsten beherrscht worden ist, wozu noch kommt, daß sie von den durch ganz Italien wütenden Kriegen lange verschont geblieben ist." So, wie der Graf Castiglione Urbino sah, so sieht es ungefähr auch heute noch der Reisende, wenn er von Pesaro aus auf der 36 km langen Landstraße der berühmten ehemaligen Residenz der Montefeltre sich nähert.

Ungefähr zwei Stunden währt die Fahrt mit dem Automobil, das tagtäglich die Verbindung zwischen dem anmutigen Küstenstädtchen Pesaro und dem stolzen Berg-

nest Urbino aufrecht erhält. Alessandro Sforzas Sommervilla ist der erste Gruß, den längst verrauschte eroberungssüchtige Kondottierenzeit dem Reisenden entbietet. Tief zu den Füßen des Bergrückens, von dem die Villa mit siegesfrohem Blick ins Tal schaut, windet sich die Chaussee, das halb ausgetrocknete Kieselbett der Foglia begleitend. Anfangs geht es zwischen üppigen Rebengehängen und Feigenplantagen aufwärts in langsamer Steigung; später huschen kahle, ziemlich steil abfallende Bergwände, in die herunterrieselnde Frühlingsbäche tiefe Furchen gegraben haben, an dem Fahrenden vorüber. Dann plötzlich weitet sich das Tal, und vor einem liegt, in ansehnlicher Höhe auf einem Kegel, das rauhe mittelalterliche Antlitz ernst dem Herannahenden zugewandt — die Doppelstadt (urbs bina), überragt von dem prächtigen Kastell, das kühn und herausfordernd über die schwerfällige Stadtmauer sich hinauslehnt. Bevor man das Tor erreicht, führt die Chaussee, jetzt stärker ansteigend, mehreremal zickzackförmig weiter, so daß das Felsennest von allen Seiten sichtbar wird, und immer drängt sich das Schloß als das charakteristische Wahrzeichen der Stadt dem Blicke des Kommenden entgegen.

Es gibt viele Kondottierenburgen in Italien, und für ihr durchschnittliches Merkmal kann gelten: ein düsteres, beinahe unheimliches Grau, ein sturmfestes, der Kriegsfaust kühn die Stirn bietendes Gemäuer und eine starre Massigkeit, wie sie nur noch spätrömischen Grabmälern eigen ist. Das Schloß zu Urbino bildet eine Ausnahme. Zwar verleugnet es auch nicht seine ernsten Züge, aber aus dem ganzen Bau spricht eine Offenheit, eine vor-

nehme Größe, eine Beweglichkeit des Gefühls, eine Willensstärke, daß man bei seinem Anblick die in Stein geformte lebensbejahende Weltanschauung der Renaissance vor sich zu sehen glaubt. Drei Architekten, Luciano aus Lovrana, Francesco di Giorgio und Baccio Pontelli, haben an diesem Wunderwerk gemeistert; und doch, sein eigentlicher Schöpfer war kein anderer als der herzogliche Bauherr selbst — Federigo der Zweite. Nicht der Federigo, von dem etwas prahlerisch die Inschrift im Schloßhof verkündet, daß er sechsmal die Fahnen eroberte, achtmal den Feind besiegte und stets siegreich war, hat dem gewaltigen Bau sein eigentliches Gepräge verliehen — wäre er bloß Kämpfer gewesen, er hätte sich eine Trutzfeste errichtet, ähnlich derjenigen Sigismondo Malatestas in Rimini. Nein, Urheber eines solchen Palazzo konnte nur der Federigo sein, dessen Gerechtigkeit, Milde, Güte und Frömmigkeit die Untertanen priesen, der neben kriegerischer und staatsmännischer Tüchtigkeit vor allem durch seine menschliche Größe auffiel, der einer der aufgeklärtesten Männer seiner Zeit war und der — um mit Ludovico Odasi, dem Erzieher seines Söhnchens Guidobaldo, zu reden — in geistigen Dingen nur einen einzigen zeitgenössischen Konkurrenten hatte: Lorenzo Magnifico. Denn wie man das Schloß auch betrachten mag, ob außen oder innen, auf Schritt und Tritt begegnet man der markanten Persönlichkeit dieses Herrschers, die Jahrhunderte aus dem Bereich dieser Mauern nicht fortzuscheuchen vermochten.

Am überzeugendsten reden natürlich die inneren Räume. Schon der Arkadenhof, der von Burckhardt

neben dem der Cancelleria als der schönste der Renaissance gerühmt wird, verrät eine ausgesprochene Eigenart. Diese steigert sich, wenn man das links vom Eingang gelegene Bibliothekzimmer des Herzogs betritt, das die später teils in den Vatikan, teils in die Barberinibibliothek gewanderte kostbare Büchersammlung Federigos enthielt und das mit den sieben die Wissenschaften des Triviums und Quadriviums darstellenden Tafeln geschmückt war. Die heute im Kaiser-Friedrich-Museum befindliche „Dialektik" ist gewiß die schönste unter den vorhandenen Tafeln. Sie zeigt auch die Gestalt des Herzogs, dessen gutmütiges und vergeistigtes Profil auf keinem der übrigen Porträte so eindrucksvoll wie hier zur Geltung gelangt. Doch weiter durch die andern Säle! Da ist der große Empfangssaal, „Salone del Trono" genannt, ein Raum von schlichter Größe, der jetzt durch seine Leere einen etwas toten Eindruck macht, der aber bei festlichem Gepränge imposant gewirkt haben mag. An ihn schließt sich die „Sala degli Angeli" mit ihren unvergleichlich schönen Türen und mit ihrem allerliebsten graziösen Puttenkamin. Von da geht es in die Gemächer des Herzogs, unter denen das Studierzimmer den Besucher geradezu mit Andacht erfüllt. Nicht das Prunkvolle der in Gold und Blau gehaltenen, mit Wappenbildern so überreich geschmückten Decke ist das Berückende dieses Raumes, auch nicht die kostbare Einlegearbeit, die Wände, Türen und Bücherschränke ziert, sondern es ist die Anlage des so viel Behaglichkeit und Schönheitssinn atmenden Ganzen, die den weihevollen Akkord in den Saiten der Seele anschlägt. Und es ist

Federigo und sein Sohn Guidobalde

Bildnis von Justus von Gent

über die Enge des Zimmers hinaus der ins Weite schweifende, vor dem Fenster sich ausbreitende Raum der Natur; es sind die Berge mit ihren starren unveränderlichen Formen — der Monte Nerone, Asdrubale und Furlo, die in sich die Geheimnisse der Jahrhunderte wahren von jenen Zeiten, als Hannibals unglücklicher Bruder mit 56 000 Soldaten dort in ihren Schluchten den Heldentod fand. In diesem „Studiolo del Duca" lebt die Gestalt Federigos am greifbarsten. Hier sieht man sie vor sich in jener sitzenden, lesenden Stellung, in der Justus van Gent sie der Nachwelt überliefert hat. Das waren des Herzogs Feierstunden. Da begab er sich, müde von den Staatsgeschäften, in sein Zimmer und suchte bei Aristoteles oder irgendeinem Kirchenvater oder auch bei einem Neueren, vielleicht Petrarca, Erholung und Auffrischung des Geistes. Und so sammelte er die idealen Schätze seiner und der vergangenen Zeit, um ihren Reichtum den Nachkommen zu vererben, genau so wie er, laut der Inschrift, das herrliche Schloß nicht für sich, sondern für seine Enkel erbaut hatte.

Mehr als vierhundert Jahre sind hin, seit Federigo seine Augen schloß und sein schwächliches, verwachsenes, damals zehnjähriges Söhnlein Guidobaldo die Erbschaft antrat. Die Räume des Palazzo ducale liegen ernst und totenstill da, aber sie enthüllen dem, der ihre stumme Sprache versteht, ein tiefes Geheimnis, ein Geheimnis, das eine kleine Welt geistigen Glanzes umschließt, die Federigo schuf und die Guidobaldo weiterbildete.

* * *

Es war an einem Frühlingsabend des Jahres 1507. Dem kleinen Urbino summte es noch in allen Gliedern von dem Erlebnis der letzten Tage. Papst Julius hatte nämlich, von seiner Eroberung Bolognas heimkehrend, in der Residenz der Montefeltre eine kurze Rast gemacht, und von dem Hofe war natürlich alles aufgeboten worden, um dem Heiligen Vater den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Vielleicht nicht so aufwandreich wie der Empfang, den Borso in Ferrara Pius II. bereitete — geschah es doch hier mit der schlauen Absicht, die Herzogskrone vom Papste zu erwerben —, aber gewiß auch glänzend in ihrer Weise müssen diese Festlichkeiten gewesen sein; denn der Graf Castiglione berichtet, „daß die vornehmste Stadt Italiens keinen größeren Prunk hätte aufbringen können." Das ist wohl etwas übertrieben, denn der Urbinatische Hof war nicht so reich, um mit Ferrara wetteifern zu können; mußte doch die Herzogin in ihrer Hausfrauensorge sogar die Schwägerin Isabella bitten, ihr „mit einigen Altardecken von Gold und Seide sowie mit Tisch- und Fußteppichen" auszuhelfen. Und wenn das Gemach des Pontifex auch nicht mit zwei Baldachinen und anderen schönen Dingen, die Elisabetta von ihrer Schwägerin gleichfalls erbat, ausgeschmückt worden war, so amüsierte sich der Papst doch ausgezeichnet und reiste mit seinem Hofstaat seelenvergnügt von dannen; ja, einigen Kardinälen und Höflingen hatte das fröhliche Leben so behagt — wahrscheinlich weil sie so feine gesellschaftliche Formen, wie sie hier herrschten, noch nicht kannten —, daß sie der Einladung des Gastgebers willig Folge leisteten und meh-

rere Tage in Urbino blieben. Nun aber hatten die Herren bei Hofe ihren Katzenjammer ausgeschlafen, und von dem rotgoldigen Schein der Abendsonne aufgeweckt, schlüpften sie wieder aus ihrem Zimmer und eilten in das „Appartemento della Duchessa".

In der „Sala degli Arazzi" war Soiree angesagt. Der Herzog, auf dessen kränklichen Zustand die Strapazen der eben verflossenen Tage sehr ungünstig gewirkt hatten, blieb in seinen Gemächern. Man war es gewöhnt, daß er sich von den Abendunterhaltungen zurückzog, und vermißte ihn deswegen nicht sonderlich. Den Mittelpunkt der erlesenen Gesellschaft, die sich hier zusammenfand, bildete ja doch die Herzogin. Ihr schwerblütiges Gonzaganaturell konnte sie nie verleugnen. Ihre Augen hatten stets einen tränenfeuchten Blick, auch wenn sie scherzte und lachte. In Mantua mag sie einmal ein fröhliches Kind gewesen sein, aber seit ihr beschieden wurde, mit Guidobaldo den Lebenspfad zu teilen, war ihr Frohsinn dahin. Nicht daß sie eine Abneigung gegen ihren Gatten hegte — Guidobaldo war sonst ein trefflicher Mensch, der manche gute Eigenschaft von seinem Vater geerbt hatte —, aber die Mutterſehnsucht, die in Elisabettas Seele wie Feuer brannte, vermochte an der Seite des körperlich leidenden Mannes nicht in Erfüllung zu gehen. Das war ihr tiefster Schmerz. Allein sie verbarg ihn, so gut es ging, hinter kluger Rede und mischte darein so viel Witz und Heiterkeit, daß jeder, der sie kennen lernte, das Ideal der Gentildonna in ihr zu erblicken glaubte. Auch wenn die Gesellschaft noch so groß war, so lagen die Fäden der Unterhaltung immer in

ihrer Hand. „Und da sie so der ganzen Gesellschaft zum Vorbild wurde," erzählt Castiglione, „hatte es den Anschein, als ob sich alle äußerlich und innerlich nach ihr stimmten; und jeder bemühte sich, ihr nachzueifern und ihre schönen Sitten gleich einer Richtschnur in Gegenwart so vornehmer Damen selbst anzunehmen."

Das hatten auch die Gäste, die in Urbino weilten, in den wenigen Tagen erkannt. Nun kamen sie, einer nach dem andern, voran der witzige „Calandria"-Dichter und galante Hofmann Bernardo Bibbiena; ihm folgte der orpheische Wandersänger „Unico" Aretino, der so göttlich sang, daß überall, wo er sich zeigte, das Volk zusammenströmte und die Kaufleute die Läden schlossen, um seinen Liedern zu lauschen; da war weiter der Welsch-Deutsche Nicolo Frisio, den Pietro Bembo in der „Storia veneziana" so hübsch charakterisiert mit den Worten: „Uomo Germano, ma avezzo ai costumi d'Italia"[1]: da durfte Signor Ludovico Pio nicht fehlen, der wegen seiner Tapferkeit vielgerühmte Gatte der um ihrer Schönheit willen noch mehr gerühmten Graziosa aus Milano; da war der ruhige genußfrohe Juliano de' Medici, Lorenzo Magnificos jüngster Sohn, der in Mußestunden auch Sonette dichtete, ein Mann, „dessen Trefflichkeit und edle Lebensführung", wie Graf Castiglione meint, „verdient hätten, die Welt viel länger zu erfreuen" (er starb bereits als Siebenunddreißigjähriger); da erschien auch der Conte Ludovico da Canossa, ein edler Veronese, ein Diplomat und Weltmann von etwas geziertem Benehmen und darum häufig die Zielscheibe mancher lustig-

[1]) „Ein Deutscher, aber im Wesen und Tracht ein Italiener."

spöttischen Bemerkung, namentlich bei den Damen. Und noch viele andere kamen — nicht zu vergessen Pietro Bembo, der sich eben erst durch seine „Asolanen" den Dichterlorbeer erobert hatte —, sie alle begrüßten ehrfurchtsvoll die Herzogin und nahmen irgendwo in der Runde einen Platz ein, wenn es anging, neben einer Dame, damit das Bild der „bunten Reihe" zustande käme.

Das eben war das schöne in diesem Kreise: die völlige Mißachtung aller steifen, konventionellen gesellschaftlichen Formen. Keine Prüderie, keine standesunterschiedliche Voreingenommenheit zwang den Anwesenden Fesseln auf. Hier hatte jeder Zutritt, der irgendwelche geistige Werte auf die Wagschale der Persönlichkeit zu legen hatte, einerlei, ob diese künstlerischer oder wissenschaftlicher, diplomatischer oder lebensphilosophischer Art waren. Dabei herrschte die größte Ungebundenheit in Gedanken und Rede, die doch nie zu einem gröblichen Verstoß gegen das allgemein Schickliche führte. Im Gegenteil, diese Ungebundenheit war zugleich der stärkste Zaum, und es gab wohl keinen unter den Teilnehmern, der nicht die Überzeugung gehabt hätte, das größte Vergnügen auf der Welt sei, der Herzogin zu gefallen, und die größte Strafe, ihr zu mißfallen. Sehr genau achtete der weibliche Teil darauf, daß jemand, der die Schranken dessen, was sich ziemt, zu überspringen drohte, eine beschämende Abfuhr erhielt. Das mußte sich der schelmische Messer Bembo des öfteren von seiner Freundin Emilia Pia gefallen lassen.

Signora Emilia war die Assistentin der Herzogin.

Die würdige und untrennbare Vertraute Elisabettas mußte zuweilen selbst den Gang der Unterhaltung lenken. Und keine am Hofe eignete sich besser dazu als sie, die an Verstand und Witz vor ihrer fürstlichen Freundin nicht zurückstand und bis an ihr Lebensende eine echte Dame der Renaissance blieb; soll sie doch in ihrer Sterbestunde mit dem Conte Ludovico noch eine lebhafte Diskussion über den „Cortegiano" geführt haben. Signora Emilia erhält auch bei der heutigen Soiree von der Herzogin den Vorsitz.

Was soll man spielen? „Giuco senese", dieses anmutige Frage- und Antwortspiel, das im Flüsterton von Nachbar zu Nachbar gespielt wird. Die Herzogin lächelt Bembo freundlich zu. Er weiß, was dieses Lächeln bedeutet. Es soll ihn erinnern an jenen Abend, an dem er während dieses Spieles der neben ihm sitzenden Elisabetta die Worte „io ardo" verliebt in die Ohren flüsterte und zur Antwort erhielt „non io". Er denkt an die traurigen Tage, die ihm diese Enttäuschung bereitet, bis er in einem Sonett sich seiner melancholischen Stimmung entledigt hatte. Nein, irgend etwas Neues muß es sein. Was wird Signora Emilia in Vorschlag bringen? Die Anwesenden blicken gespannt zu ihr hinüber. Doch schlau weiß die Erfinderische sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Wie wäre es, wenn jedermann im Kreise ein noch nicht erprobtes Spiel beantragte? Unter den vorgeschlagenen Spielen könnte dann dasjenige ausgewählt werden, das am würdigsten erschiene.

Der Signor Gaspar muß den Reigen beginnen. Aber das blasse zwanzigjährige Bürschchen — der Jüngste

in der Gesellschaft — hat den Mund auf dem rechten Fleck: „An Euch, Signora, ist es, zuerst das Eure mitzuteilen," bemerkt er höflich. — „Ich habe doch meines schon gesagt," erwidert Signora verdrießlich. „Befehlt ihm doch, Frau Herzogin, daß er Gehorsam leiste!" — Die Herzogin lacht, aber sie tut Signora Emilia Bescheid, ernennt sie zu ihrer Stellvertreterin und überträgt ihr die Herrschgewalt für den Abend. Nun kommt Signor Pallavicino doch nicht frei. Sein Vorschlag ist echt jünglingsmäßig, ganz „Vergißmeinnichtideal": jeder wolle doch die Tugenden nennen, mit denen er am liebsten sein angebetetes Wesen geschmückt sähe, und schließlich auch die Fehler anführen, die ihm am wenigsten mißfielen. Die neben ihm sitzende Madonna Constanza Fregosa hätte gewiß etwas Witzigeres vorgeschlagen — das konnte man ihrem schelmisch verzogenen Mund absehen, der eben zu sprechen sich anschickte. Aber da es nun einmal der Wille der Herzogin war, daß die Damen am heutigen Abend passiv blieben, so durfte Madonna Fregosa keine Ausnahme bilden. Signora Emilia legte ihr Stillschweigen auf und wandte sich an Messer Cesare Gonzaga. Als er begann, da spielte um alle Lippen ein Lächeln, denn man war an seine tollen Einfälle gewöhnt und erwartete wieder einen solchen. „Da ich doch einmal närrisch bin," lautete seine Rede, „soll ein jeder anführen, worin sich nach seiner Meinung meine Narrheit zeige, und seine Ansicht durch den Hinweis auf die mir täglich entfahrenden Narrheitsfunken stützen." Dieser Vorschlag erntete viel Lachen. Dem Bruder Serafino, der noch ein Schelm

war, als er alle seine Finger heil besaß, von denen er zehn Jahre später für eine Schmähung des Papstes vier einbüßte, gefiel er nicht. Er wünschte lieber zu hören, warum beinahe alle Frauen die Männer hassen und die Schlangen lieben, und wollte dieses Geheimnis selbst auf sonderbare Art erklären, d. h. wenn es ihm von Emilia gestattet worden wäre. Doch das Thema hätte leicht auf Abwege geführt, die das Gebiet des Unziemlichen streifen; darum erteilte sie dem „einzigen" Aretiner das Wort.

Mit der Lieder süßem Munde weiß er seine Rede zu führen. Natürlich ist es eine Huldigung an die vornehmste Dame des Kreises, an die Herzogin. Sie trägt um die Stirn ein schmales Bändchen, das in der Mitte gerade unter dem Scheitel ein kleines Schmuckstück in der Form eines S ziert. Das S hat schon lange seinen Blick gefesselt. Was mag es bedeuten? Möge jeder sagen, was er über dieses merkwürdige Symbol denkt. Er selbst gibt die Erklärung in einem Sonett, welches so gewandt klingt, daß niemand an eine Stegreifkomposition glaubt[1]):

Befrei' mich, Born der Schönheit und der Güte,
Vom Zweifel, der mir heimlich zehrt am Hirne,
Ob jenes S auf deiner weißen Stirne
Heil oder Zorn beut unserem Gemüte!

Ob's herrisch oder freundlich uns erglühte,
Ob's Kälte kündet wie der Alpen Firne,
Ob's Unruh stiften will in unserm Hirne,
Ob's uns verheißt der Milde zarte Blüte.

[1]) Das Original besteht fast nur aus Wörtern, die mit „S" beginnen, was sich jedoch in der Übersetzung nicht ausdrücken ließ.

Elisabetta Gonzaga, Herzogin von Urbino

Bildnis von einem unbekannten Meister

Oh, wenn ich sprechen darf, nicht Seufzer, Klagen,
Nicht Strenge, Härte, Grausamkeit und Hassen,
Verderben, Strafe oder Unbehagen

Willst du mit ihm uns hier erkennen lassen,
Das S — ich will es kurz und bündig sagen,
Soll deine Tugenden zusammenfassen.

Dieses Sonett brachte die rechte Stimmung in die Gesellschaft. Reicher Beifall lohnte dem Dichter. Aber das richtige Thema hatte auch er nicht getroffen. Noch verschiedene andre wurden genannt, bis schließlich der kampferprobte Signor Fregoso, dem noch die Bolognakampagne in den Gliedern steckte, den passenden, mit allgemeinem Wohlgefallen aufgenommenen Antrag stellte, man möge doch aus der Gesellschaft einen erwählen, dessen Amt es sein solle, einen vollkommenen Hofmann zu schildern, wobei alle Bedingungen und einzelnen Eigenschaften erklärt werden sollten, die notwendig seien, um ihren Träger dieses Namens wert zu machen. Flugs hatte Signora Emilia denjenigen erkoren, der für diese Schilderung am geeignetsten schien. Es war der Conte Ludovico da Canossa. Sie wählte ihn mit der schlauen Begründung: „Weil Ihr, wie wir hoffen, nur Verkehrtes vorbringen werdet, so daß durch den häufigen Widerspruch das Spiel an Reiz gewinnen wird." Aber schlagfertig rächte sich der Graf für diese ironische Bemerkung mit den Worten: „Solange Ihr gegenwärtig seid, Signora, ist wohl keine Gefahr vorhanden, daß es einmal an Widerspruch mangle, selbst wenn der Redner die lautere Wahrheit spräche."

Und nun entrollt sich vor der Gesellschaft in klugen und witzigen Gesprächen, an denen alle Anwesenden sich beteiligen, das Bild des vollkommenen Hofmannes, wie ihn das Cinquecento gezeitigt hat. Fragen und Antworten gehen hin und her: Sind Adel oder Gesinnung die notwendigen Attribute eines Hofmannes? Muß er im Kriegshandwerk bewandert sein? Soll er selbstbewußt auftreten? Soll er schön an Gesicht und Gestalt sein? Sind körperliche Vorzüge nicht ebenso wichtig für ihn wie geistige? — Gewiß, aber er darf keine weibliche Geziertheit zur Schau tragen! Er soll mittelgroß, gewandt, geschmeidig sein, soll, um die Elastizität seines Körpers zu fördern, fechten, reiten, jagen, Ball spielen, turnen; aber aus allem, was er tut, soll „Maß mit Verstand und Bescheidenheit" sprechen. Auch im Waffenhandwerk muß er Erfahrung haben, aber er darf sich nicht so einseitig darauf versteifen, daß er zum Spott und Gelächter wird, wie jener Mann, der auf die Frage einer Dame, welches sein Beruf sei, keine andre Antwort hatte als „Kämpfen!" worauf die Dame ihm treffend erwiderte: „Ich möchte dafürhalten, da jetzt keine Kriegsläufte sind, es auch bis zur nächsten Schlacht noch lange dauern wird, daß es das Beste, was Ihr tun könntet, wäre, Euch ordentlich mit Fett zu bestreichen und Euch mit aller Eurer Wehr und Waffen irgendwo in ein Zeughaus zu stellen, bis man Eurer wieder bedarf, damit Ihr dann nicht noch rostiger seid als jetzt." Was wird den Hofmann außer diesen Äußerlichkeiten noch auszeichnen? Gut schreiben und gut reden, aber er soll keine alltägliche, sondern eine erlesene

Sprache in Wort und Schrift verwenden. Als der „wahre und höchste Schmuck" seines Geistes wird die Wissenschaft bezeichnet und dies durch Beispiele bekräftigt. Er lese die Gesänge der Dichter, nicht minder die Werke der Redner und Geschichtschreiber und eigne sich die Fertigkeit an, in Vers und Prosa zu schreiben, hauptsächlich in der Volkssprache, weil er dann neben dem eignen Vergnügen auch noch das andre haben wird, die Damen, die solche Dinge lieben, gut zu unterhalten.

Von der Wissenschaft kommt das Gespräch auf die Kunst. Soll der Hofmann Musik treiben? Ja. Darin sind sich fast alle Anwesenden einig. Nur Signor Gaspar hält sie für ein weibisches Vergnügen. Aber er wird überstimmt. Die Musik — lautet das Ergebnis dieser Betrachtung — gereicht nicht nur dem Hofmann zur Zier, sondern sie ist sogar notwendig für ihn. Von der Musik zur Malerei! Auch diese Kunst soll dem Hofmann am Herzen liegen, selbst wenn er sie nicht auszuüben vermag. Wie vorher die Erwähnung der Sprache des Hofmannes eine Diskussion über den allgemeinen Wert der italienischen Sprache zur Folge hatte, Fragen wie diese: Ob man sich an klassische Vorbilder wie Petrarca oder Boccaccio anzulehnen habe oder nicht? Ob man dem toskanischen oder einem andern Idiom den Vorzug geben solle? — so knüpft sich auch jetzt an das Thema „Malerei" ein Exkurs: Welche Kunst größere Kunstfertigkeit bedinge, Malerei oder Plastik? — Da sind die Meinungen nun sehr geteilt. Der eine tritt für die Malerei als die schwierigere ein, der andre für die Bildhauerkunst; der eine hält die Plastik

für dauerhafter und mißt ihr darum größeren Wert bei, der andre glaubt, die Malerei sei edler und kunstreicher.

Die Gemüter erhitzen sich. Über den allgemeinen Streitfragen vergißt man ganz den „vollkommenen" Hofmann. Da lenkt die Herzogin ein. „Ihr habt nun so viel über den Hofmann geredet, nun zeigt uns auch die vollkommene Dame, die diesem Hofmann an Tugend gleichzustellen sei. Euch übertrage ich dieses schwierige Amt, Signor Magnifico; jedermann hat Sehnsucht, Eure Dame, prangend in herrlichem Schmucke, kennen zu lernen; stellt Ihr sie uns nicht so vor, daß ihre Schönheit jedermann offenbart wird, werden wir Euch für eifersüchtig halten."

Der Signor Magnifico wendet sich an die Herzogin und dankt ihr für die ihm erwiesene Ehre. Gleichzeitig weist er auf die Schwierigkeit seiner Aufgabe hin, denn es sei ihm wohl leichter, „eine Herrin zu formen, die Königin der Welt zu sein verdient", als eine ideale Palastdame, für die ihm das Vorbild fehle, während er das Vorbild für die Herrin nicht weit zu suchen brauche. Mit diesen höflichen Eingangsworten leitet er seine Schilderungen der Gentildonna ein. Als äußere charakteristische Kennzeichen verleiht er ihr adlige Geburt, weiche und liebliche Zartheit süßer Weiblichkeit, die sich bei jeder Bewegung, beim Gehen, Stehen und Reden äußern soll, anmutiges Auftreten, ein von aller Ziererei befreites Benehmen und eine schöne Erscheinung. Besonders die „grazia" wird von ihr gefordert, denn nach Pindars Worten, die damals gern zitiert wurden, „verschöne und versüße sie alles". Die Grazie, diese zwang-

lose Anmut in den Bewegungen und Sitten, vermag selbst die Schönheit in den Schatten zu stellen. Sie ist der Gradmesser der Bildung der Gentildonna. Und ihr innerer Wert? Sie sei klug, geistreich, ohne Stolz und Neid, besitze die Tugenden der Hochherzigkeit, Güte und Bescheidenheit und habe neben den sich ganz von selbst verstehenden Fähigkeiten einer Hausfrau auch gesellschaftliche Vorzüge: so vor allem eine gewisse launige Lebendigkeit des Geistes, die ihr die Möglichkeit geben würde, in der Gesellschaft die Unterhaltung zu leiten. Ihr gebührt auch ein hervorragender Anteil bei der Entscheidung über die Tugenden des Kavaliertums. Jeder gewandte Kavalier, der auf innere und äußere Ehre hält, wird sich durch Huldigungen die Gunst einer Dame zu gewinnen suchen. Die Dame muß nun herauszufinden wissen, ob diese Liebe echt oder unecht ist. Das kann aber einer feingebildeten Frau nicht schwer fallen. Einem sittsamen Hofmanne gegenüber, der bescheiden und verblümt von seiner Liebe spricht, wird sie sich so stellen, als ob sie ihn verstünde, jedoch mit kluger Berechnung das Gespräch auf ein andres Thema zu lenken suchen. „Wird er aber so deutlich, daß sie die Verstellung nicht mehr beibehalten kann, so soll sie alles für Spaß nehmen und dartun, sie wisse wohl, daß er nur so spreche, um ihr Ehre zu erweisen, und nicht, weil etwas Wahres daran sei; denn ihre Verdienste seien nicht gar so groß, und deren Lob müsse daher mehr auf der Höflichkeit des Redners als auf dem eignen Werte beruhen. Auf diese Art wird sie nicht nur den Ruf der Bescheidenheit gewinnen,

sondern auch vor Täuschung sicher sein; und so will ich, daß sich die Palastdame beim Liebesgespräch benehme."

Mit diesen Worten lenkte der Signor Magnifico schon auf das Thema der Liebe über. Da kam auch in diejenigen, die bis dahin schweigend dagesessen hatten, Leben und Bewegung; denn über dieses unerschöpfliche Thema konnte jeder einzelne irgend etwas Interessantes sagen. Aber da die Nacht schon weit vorgerückt war, hieß die Herzogin die Unterhaltung für heute unterbrechen und den „interessanteren" Teil auf den nächsten Abend verschieben. Doch zum angenehmen Abschluß der heutigen Soiree schlug sie ein Tänzchen vor und bat Madonna Margarita und Madonna Constanza Fregoso, es auszuführen. Parletta, der ergötzliche Musiker und treffliche Tänzer, ließ sofort eine fröhliche Tanzweise erklingen. Beide Damen faßten sich bei den Händen und tanzten eine Bassa, dann eine Roegarze[1]). Alle Zuschauer weideten sich an der Anmut und Lieblichkeit der Tanzenden.

Nachdem sie geendet hatten, erhob sich die Herzogin und verabschiedete leutselig ihre Gäste. Einer nach dem andern verbeugte sich und ging. Die Diener kamen und löschten die Kerzen. Sie bemerkten gar nicht, daß noch ein Gast in dem Saale weilte. Dieser stand hinter der Fensterportiere und blickte träumerisch hin zu den dunklen Silhouetten des Apennins, über denen eben der Vollmond aufgestiegen war. Der Kavalier hatte eine stattliche Gestalt, ein edles, wohlgeformtes, von einem üppigen Vollbart umrahmtes Gesicht, das besonders ausdrucksvoll im bleichen Schimmer des Mondes leuchtete. Lange

[1]) Bassa: spanischer, Roegarze: französischer Tanz.

Zeit stand er angewurzelt, wie jemand, der ein bedeutungsvolles Erlebnis noch einmal tief innerlich in Gedanken durchlebt. Dann plötzlich fuhr er auf aus seinen grübelnden Sinnen. Er sah sich um. Alles war still und leer im Saal. Auf dem flandrischen Arazzi spielte gespenstisch das Licht des Mondes. Noch einmal umfaßte er den anheimelnden Raum mit seinem Blick. Dann ging auch er — es war kein andrer als der Graf Castiglione — und suchte die Ruhe.

* * *

Mehrere Jahre nach dieser denkwürdigen Soiree — Herzog Guidobaldo lag schon unter der Erde, und an seiner Statt herrschte sein Schwestersohn Francesco Maria della Rovere — saß der Graf Castiglione in einem der kleinen Gemächer des Schlosses und schrieb emsig an einem umfangreichen Manuskript. Das waren die ersten Bücher des „Cortegiano". Was an jenem Mondscheinabend als Plan in des Grafen Seele aufgegangen war, fand nun nach Jahr und Tag seine Verwirklichung, nicht in der Form eines langweiligen Bekenntnisses oder eines nüchternen Memoirenwerkes — die Persönlichkeit des Grafen tritt in dem Werke völlig zurück —, sondern in dem Gewande einer ernsten, geistreichen Plauderei. So errichtete er einen Denkstein dem großen Federigo und dessen Nachkommen, ja noch mehr: er schuf ein lebendes Wahrzeichen jener Renaissancekultur, von der die Räume des Schlosses zu Urbino dem aufmerksamen Beschauer heute noch erzählen.

Der lebenslustige Vatikan.

Auf der Landstraße, die von Civitavecchia über Magliana nach Rom führt, herrschte lautes, ausgelassenes Leben. Ein merkwürdiger Zug bewegte sich dort in der Richtung nach dem Stadtviertel Trastevere. Wenn nicht schwermütige Herbststimmung über der weiten Campagna gelagert hätte, würde man geglaubt haben, Prinz Karneval nahte mit seinem Gefolge den Toren der ewigen Stadt. So abenteuerlich und farbenbunt sah dieser daherziehende Trupp aus. Kardinäle saßen, für ihre geistliche Würde seltsam angeputzt, hoch zu Pferde. Einige trugen kurze scharlachrote Wämser, Reitstiefel und spanische Hüte, andere hatten sich Mützen oder verzierte Helme auf den Kopf gestülpt. Ein junger, bildhübscher Kardinal prangte in purpurroter Tunika, die von einem Gürtel mit goldener Schnalle zusammengehalten wurde. Den seltsamsten Anblick gewährte jedoch ein hünenhafter Reiter in goldgesticktem Mantel, mit einem malerisch über den Rücken hängenden Löwenfell. Man hätte ihn eher für einen Condottiere als für einen geistlichen Herrn halten können. Es war der Kardinal Federico San-

Balthasar Castiglione

Bildnis von Raffael Santi

severino, ein kriegslustiger Kirchenfürst und ehemaliger Teilnehmer an der blutigen Schlacht von Ravenna. Neben ihm ritt der Kardinal Bibbiena, dessen schlaues, scharf gezeichnetes Profil von den ernsten Zügen Sanseverinos scharf abstach. Er erzählte dem schweigsamen Nachbarn irgendein amüsantes Histörchen über eine römische Kurtisane und wußte es so reich mit Pikanterie zu würzen, daß sein Zuhöhrer den Mund zum Schmunzeln verzog, während der hinter ihnen reitende päpstliche Geheimsekretär Pietro Bembo in ein schallendes Gelächter ausbrach. Bibbiena spielte der Gewohnheit gemäß auf seine männliche Schönheit an, der keine Frau widerstehen könne, und Bembo mußte an jenen Abend in Urbino denken, an dem der Kardinal, über die Qualitäten des vollkommenen Hofmannes befragt, schelmisch geäußert hatte: „Wegen der Wohlgestalt meines Körpers bin ich allerdings ein wenig im Zweifel, da mich meine Beine nicht so ausgezeichnet dünken, wie ich sie gerne hätte; mit dem Oberleibe und dem übrigen bin ich sonst ganz zufrieden." Jetzt, wo der Kardinal im Sattel saß und mit seinen langen Beinen mühevoll den Bauch des Pferdes umklammert hielt, schien es dem boshaften Bembo in der Tat berechtigt zu sein, wenn sein Vordermann sich über den Bau seiner unteren Körperhälfte beklagte. Und doch machte Bibbiena in seiner Reiterrolle eine beileibe nicht so lächerliche Figur wie mancher der feisten Prälaten und würdigen grauhaarigen Gelehrten. Im Gegensatz zu den vielen sportserfahrenen Kardinälen saßen die Männer der Wissenschaft plump und ungeschickt im Sattel. Mancher hatte den Blick

sinnend in die Mähne seines Pferdes vergraben und fuhr nur aus seiner Philosophenversunkenheit empor, wenn gerade zufällig irgendeiner der zahlreichen, kreuz und quer in dem Haufen herumrennenden Narren mit übermütigem Gejohle auf ihn zusprang. Andere wiederum stritten so heftig über grammatikalische Fragen miteinander, daß sie ihre „hohe Position" darüber völlig vergaßen und jeden Augenblick von dem Rücken ihres Gaules herunterzufallen drohten. In ihr hitziges Wortgeplänkel mischten sich die Späße der Narren, das Wiehern der Pferde und die Heiterkeit der Prälaten. Trompetenstöße gellten hin und wieder schneidend in den allgemeinen Lärm hinein. Mit ohrenbetäubendem Gekläff wälzte sich eine Meute von sechzig bis siebzig Hunden hinter dem Zuge her, angefeuert durch die Hüh- und Hohrufe der Bogenschützen und Treiber. Schier endlos dehnte sich die lange Reihe der Wagen, die das erbeutete Wildpret trugen. Knarrend schnitten die Räder in die aufgeweichte Landstraße. Zerlumptes Gesindel folgte scharenweise der aufgepflügten Spur, gierig die von den Wagen gefallenen Proviantreste auflesend und unter lautem Gezänke unter sich teilend. Eine Wanderkomödiantentruppe konnte nicht abenteuerlicher aussehen, als diese heimkehrende päpstliche Jagdgesellschaft.

Das farbigste Bild bot die Mitte des Zuges. Hier flankierte eine Schar phantastisch gekleideter, mit Hellebarden bewaffneter Landsknechte eine prunkvolle Sänfte. In ihr saß, einem unförmlichen Klumpen gleich, ein breitschultriger, sehr dicker Mann, dessen Alter man ungefähr auf fünfzig Jahre schätzen konnte. Der plumpe

Kopf war unmittelbar dem Rumpf aufgepfropft, so daß der Hals zu fehlen schien. Das Kinn verschwand in der Fettwulst des Unterkiefers, die sich wie eine Pastorenkrause vorschob, und der Nacken ragte höckerähnlich aus dem weißen Wams hervor. Unter der Stirn blinzelten ein paar kurzsichtige, zusammengekniffene Augen, und um die breiten, aufgerollten Lippen spielte fortwährend ein überlegenes Lächeln, das diesem stumpfen Fleischergesicht den einzigen lebhaften Ausdruck verlieh. Wer nicht das an der Sänfte befestigte mediceische Wappen erblickt hätte, würde schwerlich geglaubt haben, daß dieser häßliche, unintelligent aussehende Mann in dem schlichten Rocke mit den beschmutzten hohen Stiefeln Seine Heiligkeit selbst, der große Leo in höchsteigener Person sei. Wie unähnlich sah er dem Idealbilde, das Raffael von ihm gemalt hat!

Und doch hatte Leo seinen vorteilhaften Tag, denn die Jagd war erfolgreich gewesen. Mit Wonne dachte er zurück an das Gemetzel, das seine Begleiter unter den Hirschen, Rehen, Hasen und Wildschweinen angerichtet hatten. Er selbst sprach wenig darüber, aber er ließ sich desto mehr von den vielen ihn umschmeichelnden Dichtern und Hofnarren das Jüngsterlebte in Prosa oder Versen memorieren. Sie wußten alle, daß der Papst, wenn er von reichgesegneter Jagd heimkehrte, unerschöpflich im Spenden außergewöhnlicher Gnaden war, und mancher schielte wohl verstohlen nach dem rotseidenen, mit Golddukaten gespickten Beutelchen, das er in seinen kleinen gepflegten Händen hielt. Am gesprächigsten war der neben ihm hertrottelnde Serapica, Leos unzertrenn-

liches Faktotum, von dem der boshafte Aretino behauptete, er habe erst „Hunde gekoppelt, dann sei er Papst geworden und habe die Welt regiert". Mißgünstig wurde er von den Dichtern betrachtet, weil sie wußten, über welche Macht der allgewaltige Cameriere verfügte, hatte er doch den Befehl, nur amüsante Menschen seinem Herrn zuzuführen, und konnten darum leicht dem einen oder andern, sobald er Serapicas Gunst verscherzte, die Tore des Vatikans verschlossen bleiben. Besonders der Dichter Guido Posthumo schien vor Neid zu platzen, denn ein Gedicht, das die letzte Jagd in überschwenglichen Versen feierte, brannte ihm schon während des ganzen Weges auf der Zunge; er ersehnte nur den Augenblick, um es vortragen zu dürfen. Vielleicht, dachte er, würde er wie Colocci 400 Skudi dafür erhalten, vielleicht auch mehr, denn jener hatte doch nur vierzig Verse gedichtet, während sein Carmen mehrere hundert enthielt. Aber die Gelegenheit wollte sich nicht bieten. Immer wenn er dazu ansetzte, fuhr Fra Mariano mit seinen Narrenspossen dazwischen. Der Lieblingsschalk Seiner Heiligkeit hatte ungemein viel auf dem Herzen. Er ergötzte den Papst durch den Hinweis auf seine Gefräßigkeit, die er beim Abendbrot entwickeln würde; ferner berichtete er von seinen neuesten kulinarischen Erfindungen, wie man Wurst aus Pfauenfleisch bereiten könne, was den Papst augenblicklich mehr zu interessieren schien, als Guido Posthumos ovidische Verse.

Zuweilen ließ Leo den Zug halten. Das geschah, wenn sich gerade an einer Stelle des Weges viel Landvolk angesammelt hatte, um den heiligen Vater zu sehen und

womöglich seinen Fuß zu küssen. Die Bauern nahmen es in dieser Hinsicht nicht so genau; sie küßten auch die Stiefeln und fragten nicht danach, ob Leos Zeremonienmeister de Grassi, der sich darüber ereiferte, daß sein Herr in solcher unpassenden Fußbekleidung auszog, dieses für unanständig hielt oder nicht. Arme Familienväter mit zahlreichen Kindern drängten sich heran und flehten um Unterstützung; heiratslustige, aber unbemittelte Bräute baten um Ausstattung; wissensdurstige Jünglinge bemühten sich um Studiengelder; Kranke schilderten, Linderung erhoffend, ihre Not; kurzum, jeder hatte irgendein Anliegen, und jeder fand Gehör. Keinen ließ Leo unbeschenkt von dannen gehen, und waren es auch nur ein paar Dukaten, die er dem roten Beutelchen entnahm und dem Bittsteller in die Hand drückte.

Unter solchen häufigen Unterbrechungen nahte der Zug allmählich den Mauern Roms. Triumphbogen waren hier und dort auf den Straßen errichtet, den heimkehrenden Mediceer zu empfangen. An allen Fenstern und Türen erschienen Neugierige: denn des Papstes Heimkehr von der Jagd galt für die Römer als Ereignis. Noch mehr für diejenigen, die Theater, Geselligkeit und Feste liebten. Nun begann die Zeit der Empfänge, Bankette, Soireen, an denen im Geiste auch das ungebetene Rom teilnahm und von denen der Volksmund Wunderdinge zu berichten wußte. Namentlich über Leos Verschwendungssucht erzählte man sich tausenderlei, Wahres und Unwahres. Es hieß schon allgemein, eher fliege ein Stein von selbst in die Luft, als daß Leo tausend Dukaten zusammenhalten könnte. Ein witziges Pasquill sagte so-

gar, Leo habe drei Pontifikate aufgezehrt: den Schatz Julius II., die Einkünfte seiner eigenen Regierung und diejenigen seines Nachfolgers. Natürlich mußten die Taschen der Römer gründlich herhalten. Aber trotzdem war man dem Papste nicht gram, verdankte man ihm doch auch verschiedene Wohltaten. Er hatte die Lebensmittelpreise geregelt, den Ackerbau in der Campagna gefördert, er sorgte für die Armen und verschönerte vor allen Dingen die Stadt. Aus den Ruinen, die bisher verwahrlost und vergessen dagestanden hatten, begann neues Leben zu blühen. Die Römer, die den Florentinern vor nicht allzulanger Zeit als ein Volk von Kuhhirten erschienen waren, erinnerten sich jetzt mit Stolz ihrer Abstammung. „Nicht nur", schrieb ein mißvergnügter Mitbürger der Stadt, dem dieser Umschwung nicht nach Sinne war, „sieht man auf allen Seiten schöne und wohnliche Häuser, sondern eine Menge prachtvoller Paläste mit ehrenwerten und angesehenen Bewohnern, mit weit größerem Glanz in der öffentlichen Erscheinung, mit zahlreichen schönen jungen Leuten von zartem Alter an, in kecken Baretten, Pantoffeln und Sammetschuhen und mit vieler Dienerschaft. Die Frauen zeigen sich nicht nur bei Festen mit ihren Schmucksachen, sondern im täglichen Leben und außer dem Hause so geputzt und hoffärtig, so von Wohlgerüchen duftend und inmitten von Musik und Tanz, als wenn jede von ihnen bald einen Thron zu besteigen erwartete." Ja, sie sonnten sich alle in dem Glanze, der von dem festesfrohen Vatikan über die Stadt strahlte! Der gesellige Taumel, in dem das Leben des Mediceers verrann, hatte auch sie alle ergriffen. „Lasset

uns das Papsttum genießen, da Gott es uns verliehen hat." Wenn das kirchliche Oberhaupt nach dieser selbstgeprägten Devise handelte, warum sollten sie, die Weltlichen, nicht ein Gleiches tun? Lasset uns das Leben genießen, da Gott uns diesen Papst gegeben hat!

* * *

Die „Stanzen" prangten im Lichterschmuck. Kardinäle, Höflinge, Poeten, Gelehrte, Musiker und Narren wogten in buntem Gemisch durcheinander. Namentlich drängte sich alles nach der „Stanza dell' Incendio", denn viele hatten sie nach der Fertigstellung ihrer Ausmalung noch nicht bewundert. Mehr von Neugier als von wahrer Kunstbegeisterung getrieben, eilte mancher geistliche und weltliche Würdenträger hierher, in der Hoffnung, auf irgendeinem der Bilder unter den dargestellten Personen sich selbst vielleicht zu entdecken. Und befriedigt kehrte er dem Saale den Rücken, wenn er seine Mutmaßung bestätigt gefunden hatte. Die Zahl dieser Glücklichen war aber nicht sehr groß. Andere kamen enttäuscht wieder, weil sie entweder überhaupt nicht berücksichtigt oder ganz abseits in eine Ecke gestellt worden waren. Diese übten dann die schärfste Kritik an der neuen Leistung des Meisters und seiner „Synagoge", wie die Anhänger Michelangelos spöttisch die Raffaelschüler nannten. Sie fanden bald an der Farbe, bald an der Technik irgendetwas auszusetzen und hörten erst auf zu zetern, bis Fanfarensignale das Nahen des Papstes und den Beginn des Bankettes verkündeten.

Alles strömte nun in die „Sala di Constantino", wo das Bankett stattfand. Der heilige Vater nahm am obersten Ende der Tafel Platz. Liebenswürdig lächelnd begrüßte und musterte er durch das Lorgnon die Erschienenen, denen der Zeremonienmeister de Grassi der Reihe nach die Plätze anwies. Eine steife Rangordnung fehlte bei diesen Festessen: hohe Prälaten saßen zwischen Künstlern und Dichtern, Kavaliere zwischen Spaßmachern und Musikanten, und niemand nahm daran irgendwelchen Anstoß. Die Kardinäle und Diplomaten behandelten jeden, der sich durch Talent oder Persönlichkeit auszeichnete, gleichberechtigt. Jeder Kirchenfürst, jeder reiche Privatmann hatte seinen Dichter- und Künstlerkreis, der sich, wo er ging und stand, um ihn scharte. Berüchtigt dafür war Ascanio, der Neffe des Kardinals Sforza, den man nie anders als umgeben von einem Poetenschwarm zu sehen bekam. Nur die Damenwelt fehlte zum großen Leidwesen Bibbienas an diesem Hof. Die hatte schon Julius II. aus dem Vatikan verbannt. Wer Damengesellschaft suchte, mußte sich schon in die Salons der schönen römischen Kurtisanen oder in die Villen der reichen Bankiers verfügen. Aber darum ging es auch desto ungezwungener an der Tafel her. Fra Mariano sorgte durch seine Späße reichlich für Unterhaltung. Mit seinen „caprizi" erheiterte er die Gesellschaft, wobei der Kardinal Bibbiena, der gewissermaßen bei Leo die Rolle eines „maître de plaisir" spielte, stets geistreich und witzig akkompagnierte. Im höchsten Affekt seiner Narrentollheit sprang Fra Mariano plötzlich während der Mahlzeit auf den Tisch und hielt lange Spottreden auf

Leo X. und die Kardinäle Medici und Rossi

Bildnis von Raffael Sanzi

die anwesenden Kardinäle und Bischöfe. Dem Papst bereitete das unsägliches Vergnügen, und seine Freude steigerte sich noch, sobald der gefräßige „capo di matti“ — so lautete der Spitzname des ehemaligen Dominikaners — nach beendeter Rede über einen eigens ihm servierten Aal herfiel, der sich jedoch, nachdem seine größere Hälfte bereits in Fra Marianos Magen verschwunden war, als ein dicker Strick entpuppte. Nun hatten die verspotteten Prälaten die Lacher auf ihrer Seite. Kaum waren die Gemüter über diesen Scherz zur Ruhe gekommen, als sich eine neue Überraschung bot. Camillo Querno, der vielgerühmte Improvisator, der mit einem Rittergedicht von 20 000 Versen Umfang den römischen Parnaß erklommen hatte, erschien plötzlich als Venus verkleidet, gefolgt von zwei Amoretten, in dem Saale und rezitierte schwülstige Sonette zur Verherrlichung des mediceischen Roms. Die holde Liebesgöttin sei vom Olymp herabgestiegen, erzählte er, und käme, dem irdischen Jupiter zu danken, daß er sich ihrer verlassenen Schützlinge so gnädig angenommen hätte. Der Papst war entzückt über diese Huldigung. Sogleich befahl er Serapica, dem „Archipoeta“, einen Beutel mit Golddukaten auszuhändigen. Nicht genug dieser Ehre, anderen Tages ernannte er ihn zum Professor am römischen Studio. Leo kargte nicht mit solchen Gunstbeweisen. Er verschenkte Pfründen, Ehrenämter, Adelsprädikate genau so freigebig, wie heutzutage gewisse regierende Häupter Ordensauszeichnungen und Hofratstitel. Obendrein durfte Camillo Querno nach Herzenslust seine geradezu übermenschliche Gefräßigkeit stillen. Schier endlos war die Reihe der

Schüsseln, die ihm vorgesetzt wurden und ebenso reichhaltig die Menge der Weinflaschen. Aber der Appetit und Durst des Archipoeten schienen keine Grenzen zu kennen. Zwischen den einzelnen Gängen mußte er improvisieren, denn es war festgesetzt worden, daß er nur nach einer bestimmten Anzahl Verse mit einer Flasche Wein beglückt werden sollte. Dieses Lockmittel half. Unerschöpflich sprudelte der Quell seiner Phantasie, und als er schließlich, heiser von dem Vortrag, in den Hexameter ausbrach:

„Dichten kann ich fürwahr, wie tausend Poeten zusammen!"

fiel der Papst ergänzend ein:

„Aber auch saufen, mein Freund, kannst du für tausend zugleich!"

Schallendes Gelächter erhob sich ringsum an der Tafel — Leos schlagfertiger Witz hatte wieder einmal einen Trumpf ausgespielt. Wer konnte sich wohl an Zungenfertigkeit mit Querno messen? Am wenigsten Pier Giovanni Ginotto. Er wollte es zwar seinem Vorgänger gleichtun, stand auf und begann zu deklamieren, aber es wurde ein ohnmächtiges Gestammel. Er sprach in bolognesischer Mundart, die niemand verstand, zudem stotterte er und zerbrach sich bei dem Worte „Pimpinella" fast die Zunge. Schließlich verlor er, durch die von allen Seiten der Tafel zufliegenden spöttischen Zurufe unsicher gemacht, völlig seine Fassung und setzte sich beschämt. Da erhob sich der Brescianer Marone und nahm seine Laute zur Hand. Alles verstummte, denn jeder kannte Marones Gewandtheit, aus dem formlosesten

Stoffe wunderbar zierliche und anmutige Gedichte zu formen, und jeder war gespannt auf das Kommende, vor allem auf das Thema, das der geistreiche Improvisator wählen würde. Er entlockte lässig einige Töne seiner Laute, stimmte sie und stellte sich in Positur. Wie Apollo Musagetes stand er eine Weile, ernst und stolz, den Blick herablassend auf die Anwesenden gerichtet. Dann plötzlich nahm sein Gesicht einen liebenswürdig lächelnden Ausdruck an, er griff in die Saiten und hub an zu sprechen. Er erzählte von der Türkennot, den Grausamkeiten der Sarazenen, den Hilfeschreien der Bedrängten; er schilderte die Blutgier und Eroberungssucht des Sultans Selim; er klagte um das gefallene Byzanz; er prophezeite Italien ein ähnliches Schicksal, wenn es nicht des Papstes Rufe Folge leistete und gegen die Ungläubigen zöge; er rief zum Kampf alle, denen das Wohl der Christenheit am Herzen läge; es gelte, das heilige Grab dem Feinde zu entreißen und auf der Hagia Sophia das Kreuz aufzupflanzen. Schlicht und anspruchslos entströmten die Verse zuerst seinem Munde, von gedämpften Harmonien getragen; doch je weiter er fortschritt, desto mehr Kraft und Leidenschaft gewannen sie, desto stärker mischten sich darunter die Töne der Laute, um schließlich in gewaltiges Pathos mit begleitenden rauschenden Akkorden auszuklingen. Als Marone geendet hatte, erhob sich ein rauschendes Beifallsklatschen. Nur der Papst saß, Tränen im Auge, und schwieg. Marones Worte hatten tief in sein Innerstes getroffen. Der Dichter hatte ihm aus der Seele gesprochen. Das war ja sein sehnlichster Wunsch — der Türkenzug, an dessen Zustandekommen er

seit Jahr und Tag arbeitete. Sein Herz strömte über vor Dankbarkeit. Für eine solche glänzende Leistung wollte er Marone mit außergewöhnlicher Gunst erfreuen. Er rief ihn zu sich heran und schenkte ihm vor allen Gästen das Erzbistum Capua als ständige Pfründe. Mit dieser feierlichen Handlung schloß das Bankett.

Der Papst begab sich in die „Stanza d'Eliodoro", wo ein kunstvoll vergoldetes, mit Elfenbein ausgelegtes Schachbrett aufgestellt war. Er liebte es, nach dem Essen sich mit diesem Spiele zu beschäftigen. Seine Schwärmerei ging sogar so weit, daß er dem Regular-Kanonikus Marco Girolamo Vida für ein Lobgedicht auf das Schachspiel seine Gunst schenkte und ihm ein Epos in Auftrag gab; damit jener jedoch ungestört daran schaffen möge, verlieh Leo ihm das Priorat des Klosters San Silvestro in Frascati. Zum Partner hatte sich diesmal Seine Heiligkeit den reichen Bankier Angelo dal Buffalo ausgesucht, der als vorzüglicher Schachspieler galt. Allein das Glück war dem Papst nicht hold. Er spielte zerstreut, vergriff sich oft bei den Zügen und sah sich bald gezwungen, die Partie aufzugeben. Als er noch eine Partie verlor, brach er das Spiel ab und wandte sich der Unterhaltung zu. In seiner Nähe schwärmte bereits eine Poetenschar, die nur auf den Augenblick harrte, um von ihrem Mäzen ins Gespräch gezogen zu werden, ekelhafte Schmeichler wie Giovanni Mazzarelli, Jano Vitale, Zanobi Acciajuoli waren darunter, aber auch bedeutendere Dichter wie Tebaldeo und Bembo oder Gelehrte wie Giovio und Sadoleto. Leo ließ sich bald mit diesem, bald mit jenem in eine Unterhaltung ein, erteilte ihnen Auf-

träge, entwickelte vor ihnen Stoffe, die er ihnen zur Behandlung empfahl, plauderte über neue wertvolle Errungenschaften seiner Bibliothek, machte witzige Bemerkungen zu den Worten des einen oder anderen, mokierte sich über verschiedene Persönlichkeiten, kurzum kehrte überhaupt in jeder Hinsicht mehr den Weltmann als den Geistlichen heraus. Bembo wurde besonders bevorzugt. Der „neue Petrarca" hatte sich mit seiner Feder den Posten eines päpstlichen Geheimsekretärs erschrieben. Man munkelte jedoch, er sei damit noch nicht zufrieden, sondern strebe nach dem Kardinalshut, ein Wunsch, der ihm erst unter Paul III. in Erfüllung ging. Außerdem war Bembo ungehalten über die Pfründen, die ihm Leo zuwies, und glaubte Anrecht auf einträglichere zu haben. Er fühlte sich, trotz der päpstlichen Sympathien, in Rom gedrückt, sein lockerer Lebenswandel verschlang viel Geld, er pumpte alle Welt an und hatte doch nur so viel, um von der Hand in den Mund leben zu können. Da eilten öfters seine Gedanken zurück zu den Fleischtöpfen Ferraras und zu seiner liebreizenden ehemaligen Gönnerin Lucrezia. Was ihm trotzdem den Aufenthalt in der ewigen Stadt lieb machte und ihn sogar darüber seine finanzielle Lage vergessen ließ, das waren die Ruinen der alten Welt. Wie keiner seiner Zeit empfand er ihren Zauber. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß Raffael so feurig für die römischen Altertümer eintrat und an den Papst ein Schreiben richtete, er möge die wenigen Reste der „alten Mutter des Ruhmes und der Größe Italiens" schützen, auf daß die Zeugnisse des Wertes und Vermögens jener „göttlichen Geister, an deren Andenken sich

die jetzt Lebenden noch bisweilen zu Höherem entflammten, nicht von Schlechten und Unwissenden vernichtet würden". So kam es, daß die Erhaltung der Ruinenstadt ein häufiges Gesprächsthema des Papstes bildete, über das er sich mit Bembo ebenso gern wie mit seinem Liebling Raffael unterhielt. Leo war überall gern dabei, wo es galt, etwas Außerordentliches zur Verherrlichung seines Pontifikates zu unternehmen. Die Glorie war die Triebfeder aller seiner Handlungen.

* * *

Den Höhepunkt der Belustigungen bildete eine Theateraufführung, die in einem geräumigen Saale des Vatikans veranstaltet wurde. Leo X. liebte das Theater nicht weniger leidenschaftlich als Jagd und Musik. Rom stand in der Veranstaltung solcher Vergnügungen Ferrara nicht nach. Mit ungeheurem Prunk war Bibbienas schlüpfrige Komödie „Calandria", zu der Baldassare Paruzzi die Dekorationen gemalt hatte, während Isabella d'Estes Anwesenheit in den päpstlichen Gemächern aufgeführt worden. Und ebenso wurden Ariosts Komödien hier aus der Feuertaufe gehoben, wobei Raffaels Meisterhand die Szenerie entwerfen mußte.

Der Papst war in der aufgeräumtesten Stimmung. Er stand selbst am Eingang des Theatersaales und erteilte jedem Eintretenden, wenn er dessen Anwesenheit für geeignet erachtete, seinen Segen. Nachdem sich alle versammelt hatten, setzte er sich auf einen durch fünf Stufen erhöhten Sessel, der Bühne gegenüber. Ihm zur Linken und Rechten nahmen die Kardinäle und Würdenträger

Platz. Darauf gab der Papst das Zeichen zum Beginn der Vorstellung. Ein Orchester, bestehend aus Querpfeifen, Dudelsäcken, Violen, Lauten, zwei Hörnern und einer kleinen Orgel leitete sie ein. Unmittelbar nach der Ouvertüre hob sich der Vorhang, und das Spiel begann. Es war eine Bauernkomödie von Strascino, die von einer sienesischen Schauspielertruppe dargestellt wurde. Derb und übermütig, in Hans Sachsmanier polterte die Burleske über die Szene. Zwei Knechte verlieben sich in ein schönes Mädchen und beginnen aus Eifersucht einander zu prügeln. Ein dritter will sie dadurch versöhnen, daß er das Mädchen selbst zur Schiedsrichterin anruft. Aber die holde Fee möchte auf keinen von den Liebhabern verzichten und gesteht, sie hätte noch einen dritten. Dieses Geständnis ruft bei den Beteiligten einen unnennbaren Jubel hervor, und mit einem Freudentanze schließt das Stück. Der Papst und seine Umgebung ergötzten sich weidlich an den rohen Späßen. Durch das Lorgnon verfolgte Seine Heiligkeit interessiert den Gang der Handlung und tauschte mit dem neben ihm sitzenden Bibbiena ironische Bemerkungen aus. Hin und wieder flocht auch Fra Mariano vorlaut durch Zuruf einen Scherz in die Darstellung, dem jedesmal allseitiges Freudengejauchze folgte. Zwischen den einzelnen Akten gab man Ballette mit allegorischen Figuren, darunter auch eines, das man bereits bei der „Calandria"-Aufführung verwandt hatte. Die Göttin der Liebe erschien in einem prunkvollen Wagen, von einem Taubenpärchen gezogen, das sich nach dem Takt der Musik schnäbelte. Sie schwang eine brennende Fackel als Zeichen des Liebes-

brandes in ihrer Hand. Um sie herum tanzten Amoretten mit Fackeln in den Händen, und einer von ihnen deklamierte ihr zu Ehren ein paar Verse. Während der Ballette streuten die Tanzenden wohlriechendes Pulver auf den Boden, so daß sich der ganze Saal mit berückendem Duft füllte.

Auf die Farce folgte eine Überraschung: die Premiere einer Komödie. Es war die Erstlingsarbeit eines Mönches. Sie trat mit dichterischen Prätensionen auf und erwies sich als ein ungeschicktes, plumpes Machwerk, dem jede Spur von künstlerischem Empfinden oder geistreichem Humor fehlte. Mit höhnischem, tosendem Beifallsgeklatsche wurde der Verfasser auf die Bühne gerufen, der sich in dem festen Glauben befand, man würde ihn feiern, vielleicht gar zum Dichter krönen. Aber kaum trat der Mönch vor die Rampe, um für den Beifall zu danken, als ein Hagelschauer von Spottreden und Hohnrufen sich über ihn ergoß. Der Ärmste versteinerte zu einer Säule. Er glaubte vor Angst versinken zu müssen. Da packten ihn auch schon ein paar derbe Fäuste, so daß er mit dem Bauch lang auf die Bühne hinschlug. Dann legte man ihn auf eine Decke und prellte ihn. Schließlich wurden ihm die Schnürbänder aufgebunden, die Strümpfe und Hosen vom Leibe gezogen. Obwohl der gute Pater, der allmählich seine Besinnung wieder erlangt hatte, mit Händen und Füßen wütend um sich schlug und seinen Angreifern in die Hände biß, wurde er erbarmungslos einem Stallknecht auf den Rücken gepackt, so daß er rittlings darauf zu sitzen kam, während ein anderer einen gewissen empfindlichen

Das Gastmahl beim Pharisäer Simon

Gemälde von Paolo Veronese

Körperteil tüchtig mit Ruten bestrich. So strafte Papst Leo die Poeten, wenn sie schlechte Verse machten. Er amüsierte sich dabei königlich über die Prozedur und fand sie tausendmal interessanter als die Moresken. Gleichzeitig bedeutete dieses Tableau auch den Schluß der Theatervorstellung. Während das Publikum, lachend über den Vorfall, den Zuschauerraum verließ, wurden dem armen Pater, der vor Schmerzen weder sitzen noch liegen konnte, an den zerschlagenen Körperteil Blutegel gesetzt. Als der Papst von dem Leiden des durchgefallenen Dichters vernahm, ließ er ihm durch Serapica ein Schmerzensgeld von zwei Dukaten überreichen.

An die Theatervorstellung schloß sich noch eine musikalische Soiree. Bernardo Accolti, der gefeierte Sänger aus Arezzo weilte zufällig in Rom, und es hatte sich herumgesprochen, daß er im Vatikan singen würde. Man brauchte sich deshalb über die Anwesenheit so vieler bedeutender Persönlichkeiten nicht zu wundern, da „unico Aretino" — wie er allerorts genannt wurde — als eine Attraktion ersten Ranges galt. Accolti, der sich mit Gesang und Improvisationen ein Vermögen erworben hatte, stand jetzt auf der Höhe seines Ruhmes. Verwöhnt durch die zahlreichen Huldigungen, die man ihm allerorts darbrachte, eingebildet auf sein Können, ließ er sich nur immer nach vielem Bitten und Drängen zum Vortrag bewegen. Dem Papst zuliebe tat er es jedoch, weil er von ihm den Fürstentitel zu erlangen hoffte. Als Accolti nun singen sollte, strömten selbst ungebetene Gäste herbei, auch Leute aus dem Volke, um dem seltenen Genusse nicht zu entgehen. Zuerst improvisierte der Sänger ein

graziöses Sonett. Er besang darin die Liebe zu einer schönen Frau und verglich sein heißes Gefühl mit dem Wesen einer Artischocke. Die spitzen Blätter, meinte er, seien die Leiden des liebenden Herzens, ihr Grün bedeute, daß er Hoffnung auf Erhörung habe, ihr bittersüßer Geschmack wolle die herben und die angenehmen Seiten seiner Liebe zeigen. Dieses launige kleine Gedicht erntete reichen Beifall. Dann griff er zur Laute, und mit wunderbar weicher, allmählich anschwellender Stimme begann er einen Hymnus auf die Mutter Gottes zu singen. Mit angehaltenem Atem horchten alle Zuhörer dem herrlichen Gesang. Es war ihnen zumute, als ob sie nach langer Wanderung auf brennendem Wüstensande einen schattenspendenden Baum sähen, aus dessen Wurzeln eine silberhelle Quelle hervorsprudelte. So besänftigend, erquickend und erlösend wirkten auf sie die gesungenen Worte. Brausend wälzte sich der Jubel durch die Säle, als „unico Aretino" geendet hatte. „Es lebe der göttliche Poet, der unvergleichliche Accolti", tönte es von allen Seiten. Wohl manche Stimme erhob sich, den Sänger um Wiederholung der Hymne oder um eine Zugabe zu bitten, aber Accolti blieb hart. Diese Hymne war seine Glanznummer, er wußte, daß er nichts besseres zu geben hatte und wollte den Eindruck seines Gesanges nicht abschwächen.

Matt und farblos klang gegen Accoltis Leistung der Gesang des Vatikanischen Sängers Bidon da Asti, obgleich Castiglione von ihm behauptete, er wisse die Zuhörer so zu erheben, daß ihr Geist gewissermaßen in den Himmel entrücke. Auch die übrigen Sänger, die sonst die

Zierde des päpstlichen Kirchenchores waren, vermochten nicht mit ihm in Wettstreit zu treten. Bis tief in die Nacht erfüllten den Vatikan die Klänge der Musik. Gesänge wechselten mit Orchesterdarbietungen ab, auf ernste Musik folgte heitere. Der Papst saß, ohne der bunten Menge zu achten, und hörte schweigsam zu. Selbst als Mitternacht längst vorüber war und die Gäste auf Geheiß Seiner Heiligkeit sich zurückgezogen hatten, träumte der musikliebende Mediceer gesenkten Hauptes und mit geschlossenen Augen im Sessel noch eine Weile vor sich hin, völlig hingegeben den Tönen, die er mit leiser Stimme begleitete.

* * *

Vor dem Palazzo Braschi erhebt sich eine verwitterte Marmorstatue, die ursprünglich Menelaos mit dem Leichnam des Patroklos dargestellt haben soll. Dieser Torso trägt noch heute im Volksmund den Namen Pasquino, so genannt nach einem Humanisten, der auf den Einfall gekommen war, die Erzeugnisse seiner Muse, zu deren Drucklegung ihm die Mittel gefehlt hatten, dadurch populär zu machen, daß er sie an die Statue heftete. Dem Beispiel des armen Schluckers folgten, da es Beifall gefunden hatte, bald andere, erst Studenten und junge Literaten, später auch angesehene Dichter. So diente der Pasquino während des julianischen und leonischen Roms gewissermaßen als literarische Litfaßsäule. Gleichzeitig spielte er die Rolle eines satirischen Zeitspiegels, denn hier wagte ein jeder, unbekümmert um Zensor und Ge-

richtshof, seiner Meinung offen Ausdruck zu geben. An diesem Steinbild, das hin und wieder in wunderliche Gewänder gekleidet wurde, konnte man am Morgen nach dem geschilderten Tage folgendes schwülstige Epigramm lesen:

„Strömet herbei, Poeten, aus allen Gauen des Landes,
Denn es herrschet in Rom Leo, der irdische Gott;
Jedem gewähret er Zuflucht und spendet ihm reichliche Gabe;
Wahrlich, auf dem Parnaß blühet die goldene Zeit!"

Eine eigentümliche Fügung des Schicksals war es, daß zu der gleichen Stunde, in der dieses Lobgedicht auf den Mediceerpapst am Pasquino prangte, der Bergmannssohn aus Eisleben, der größte Feind Leos X., seine welterschütternden Thesen an die Schloßkirche von Wittenberg schlug.

Farnesina.

Wenn irgendwo die Vergänglichkeit ihre schwermütige Weise singt, so geschieht es in der Villa „Farnesina", diesem ehemals entzückenden Bau, den der Rothschild der Renaissance, Agostino Chigi, in den Jahren 1509 und 10 am rechten Tiberufer, hart vor der Porta Settimana, errichten ließ. Fast ängstlich schielt das kleine Sommerschlößchen über hohe, efeuumrankte Mauern, durch Zypressen, Steineichen und Lorbeerbäume, als wolle es sich vor dem Blicke des Vorübergehenden scheu verbergen. Aber gerade dieses geheimnisvolle Versteckspiel lädt den Fremden zum Eintreten und Verweilen ein. Wenn er dann den verwahrlosten, in schläfriger Langeweile hinbrütenden Garten durchwandert, dem Labyrinth seiner Gänge aufmerksam folgt, an den schweigenden Brunnen hin und wieder stille hält, die moosbewachsenen Grotten und Postamente nachdenklich betrachtet, glaubt er sich in ein weltabgeschiedenes Einsiedlerparadies versetzt, in dem nur das wildwuchernde Pflanzengrün die Sprache des Lebens spricht. Wer denkt wohl angesichts dieses totenstillen Gartens noch daran, daß er einst zu

den Wunderwerken der ewigen Stadt gehörte, daß die Elite der römischen Gesellschaft in seinen Laubengängen lustwandelte, an seinen plätschernden Springbrunnen spielte, scherzte, lachte und flirtete? Oder wer denkt an die üppigen Bankette, die hier stattfanden, Bankette, die voll goldener und silberner Geräte strotzten, bei denen die auserlesensten Delikatessen — byzantinische Fische und Papageienzungen — serviert wurden und die einen Luxus entfalteten, der uns heute märchenhaft dünkt? Nichts deutet mehr auf diese gewesene verschwenderische Pracht. Alles hat ein morsches, verfallenes Antlitz. Selbst die Loggia mit den berühmten, die Liebesgeschichte Amor und Psyches erzählenden Raffaelfresken, die das Entzücken der Zeitgenossen waren, die Goethe noch im Jahre 1787 als das Schönste bezeichnete, was er von Dekorationen kenne, selbst sie hat ihren einstigen Zauber eingebüßt und wirkt jetzt nüchtern und kalt. Ungemein reizvoll mag sie einmal dem Auge erschienen sein, als sie ihre Front nach dem Garten zu öffnete, damit der leuchtende Sommertag seine Lichtfülle über die Malereien ergösse. Reizvoller vielleicht noch in silberfunkelnder Mondnacht, wenn das Gelächter schöner Frauen sie erfüllte, süße Rosendüfte in die Halle fluteten, Dichter zur Laute das Märchen von Amor und Psyche sangen und die Wandbilder in unbestimmtem Halbdunkel zu leben begannen. Doch dieses spürt nur, wer die Fähigkeit besitzt, Marattas schlechte Übermalung sich fortzudenken, und wer auf geschichtlich reich bewegtem Boden Vergangenheit zu träumen weiß. Leichter fällt dieses Träumen in der nördlichen Loggia, die Raffaels Meisterstück „Triumph der Galathea" birgt.

Zwar schwand auch hier die Farbenschönheit, aber die Formenfeinheit, die Geschlossenheit der Komposition, die Grazie der Hauptgestalten blieben, und sie reden noch eine tiefe, zu Geist und Sinnen gehende Sprache. Und sie verkünden — ebenso wie die Psychefresken — die Weltanschauung, die in diesen Räumen einst triumphierte. Kein Heiliger, kein Märtyrer, keine Madonna begegnet uns hier; nur die Götter Griechenlands führen das Szepter und deuten damit an, daß ihnen die Bewunderung und die Liebe jener Menschen gehörte, die hierher, in das Haus des gastfreien Chigi zu festlichen Gelagen kamen. So fand die wiedergeborene Antike in dieser Villa eine Weihestätte, stimmungsvoll und würdig, wie nirgends in dem damaligen Rom.

* * *

Schon Julius II. weilte gern in der Farnesina, selbst als ihre malerische Innenausschmückung noch im Entstehen war. Er blieb dort oft den ganzen Tag und speiste daselbst zu Mittag und zu Abend. Geschäftliche Gründe bewogen ihn, auf gutem Fuße mit Chigi zu stehen, denn seine Kriege erforderten Geld, und das konnte nur der reiche Sienese ihm vorschießen, der damals drei große Handelshäuser unterhielt, mehr als hundert Filialen in Europa und Afrika besaß und 20 000 Menschen in seinen Banken beschäftigte. Einmal soll Chigi sogar 400 000 Dukaten Julius zinsfrei geliehen haben. Dieser zeichnete dafür den Bankier mit dem Titel „Magnifico" aus und gestattete ihm außerdem, den Beinamen „della Rovere" zu führen. Der Nachfolger des kriegerischen

Julius, Leo X., dessen Verschwendungssucht geradezu sprichwörtlich geworden war, konnte den Bankier ebenfalls nicht entbehren; gleichzeitig lockte den Prachtliebenden der fabelhafte Aufwand, mit dem jener Bankette und Gesellschaften in der Farnesina veranstaltete.

In Rom liebte man ebenso wie in Venedig einen guten Schmaus. Paolo Veroneses imposante Tafelbilder geben einen lebhaften Einblick in solche Gelage. Wenn es auch in Rom keinen Veronese gab, so fehlte es doch hier nicht an Schriftstellern, die derartige Schmausereien in allen Einzelheiten beschrieben. Berühmt wurden die Bankette, die der Kardinal Pietro Riario, der Lieblingsnepote Sixtus IV. veranstaltete. Das eine gab er zu Ehren des sogenannten Königs von Mazedonien. Es war ein überlustiger, toller Karnevalsschmaus, an dem der führende Adel und die Geistlichkeit Roms teilnahmen. Der Speisesaal prangte in kostbarem Teppichschmuck, Hunderte von Fackeln und Kandelabern verbreiteten strahlenden Lichterglanz, und Diener in karmoisinfarbenen und goldgestickten Livreen trugen in silbernen und goldenen Gefäßen die Speisen auf, die von dem Hofmarschall hoch zu Roß vorher angekündigt wurden. Mit noch größerem Aufwand stattete der Kardinal ein Bankett aus, das als eine Huldigung für die durchreisende künftige ferraresische Herzogin Eleonora von Aragon gedacht war. Dem verwöhntesten Gourmand würde das Wasser im Munde zusammenlaufen, wollte man ihm alle die Herrlichkeiten der Kochkunst herzählen, die es bei diesem opulenten Essen gab. Nicht weniger

Die Galathea

Gemälde von Raffael Santi

als vierundvierzig Gerichte verzeichnete der Speisezettel. Der Chronist berichtet von Hasen, Rehen, Hirschen und Kälbern, die in einem Stück gebraten waren, von Geflügel — Pfauen, Kranichen, Fasanen —, die in ihrem Gefieder auf kostbaren Schüsseln aufgetragen wurden, von vergoldeten Broten, von Fischen mit versilberten Schuppen, von Zuckerbackwaren, die mythologische Szenen darstellten, von den schönsten Früchten, Torten, Süßigkeiten und Weinen. Deklamationen, Gesänge, Tänze füllten die Pausen zwischen den einzelnen Gängen des Mahles aus, das sechs Stunden gedauert hat.

Nachdem der Kardinal Riario mit solchem Beispiel vorangegangen war, fanden sich bald Nacheiferer, und zwar suchte jeder Gastgeber seinem Bankett einen recht originellen Anstrich zu geben. Das Merkwürdigste in dieser Beziehung leistete sich der Bankier Lorenzo Strozzi. Er hatte einen Saal mit schwarzem Tuch ausschlagen und mit Schädeln verzieren lassen. Als die Gäste diesen sonderbar ausstaffierten Raum betraten, überlief es sie eiskalt, namentlich, als sie in der Mitte des Zimmers einen Tisch gewahrten, der ganz mit Knochen und Totenköpfen bedeckt war. Die Diener entfernten jedoch bald die schaurige Umhüllung, und unter den Gerippen und Schädeln kamen die ausgesuchtesten Leckerbissen zum Vorschein. Der Hausherr forderte nun höflich die Anwesenden auf, sich durch dieses ungewohnte Tischgerät nicht abschrecken zu lassen, sondern tüchtig den Speisen zuzulangen. Aber allen lag das Grauen so in den Gliedern, daß sie nichts zu essen vermochten. Nur der

Nimmersatt Fra Mariano ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er fiel mit seiner gewohnten Freßwut über die Speisen her und putzte die besten Bissen fort. Die übrigen atmeten erst auf, als sie diese Totengruft verlassen hatten und in das nächste Zimmer eingetreten waren, das mit dem herunterschauenden Sternenhimmel und den herrlichen Blumenarrangements einem Feenreiche glich. Welche Zustände manchmal bei der Tafel herrschten, wenn Fra Mariano zugegen war, geht aus einer Schilderung hervor, die der Hofmeister des jungen, als Geisel in Rom weilenden Prinzen Federigo Gonzaga, Stazio Gadio, von einem solchen Mahle gibt. Es handelt sich um ein Essen, das der Kardinal Gonzaga in seinem Palaste unter Vorsitz Fra Marianos und der Kurtisane Albina arrangierte. Gadio schreibt in seinem Briefe an den Markgrafen, dem er alles Tun und Treiben in Rom pflichteifrig mitteilt, er könne alle bei dem Mahle stattgefundenen Unbotmäßigkeiten unmöglich schildern. Nur die „zahmen" Extravaganzen verzeichnet sein Bericht. „Beim zweiten Gange flogen," heißt es darin, „erst von der Hand des Mönches, dann von den Priestern geschleudert, die gebratenen Hühner über den Tisch, mit Saucen und Suppen färbten sich Gesichter und Kleider. Was nach dem Essen geschah, möge Euer Erlaucht sich selber denken; Herr Federigo wußte sich ihrer Gemütsstimmung artig anzupassen. Früh um fünf ging jedermann nach Hause. Vom Kardinal Cornaro, glaube ich, wurde die Albina mitgenommen, denn sie poussierten sehr mitsammen." Da ging es bei Agostino Chigis Banketten, zu denen Federigo ebenfalls geladen wurde, dezenter zu.

Das ersieht man aus folgender Beschreibung eines Zeitgenossen: „Allerlei Arten Fleisch brachte man auf den Tisch, und einer ging voran, stellte sich vor den Herrn Federigo hin und trug bei jedem Gericht Verse vor, und zuguterletzt welche zu Ehren des Herrn Federigo. Als das Mahl zu Ende war, kam einer, der sehr gut Laute spielte. Und darauf kam eine Musikkapelle, und man spielte Violine und sang dazu. Unter solchen Vergnügungen erhob man sich von der Tafel und ging anderen Vergnügungen unter dem galanten Laubwerk nach." Aber in einer Hinsicht erinnerten Chigis Bankette an diejenigen des Kardinals Riario: in der außerordentlichen Prachtentfaltung. So wird von einem Festessen berichtet, bei dem jeder der Gäste die Speisen auf silbernen Tellern serviert erhielt, in die sein eigenes Wappen hineingraviert war. Noch weiter wurde der Luxus bei dem Bankett getrieben, das der Bankier nach seiner Trauung mit der schönen Venezianerin Andreosia in Gegenwart des Papstes und seines geistlichen Stabes gab. Hierzu hatte er die seltensten Fische aus den levantinischen Gewässern, von den spanischen und französischen Küsten lebendig nach Rom bringen lassen. Die Fülle der auserlesenen Speisen wetteiferte mit dem Prunk des goldenen und silbernen Tafelgeräts, das der noble Hausherr nach dem Mahl in den Tiber werfen ließ. Man munkelte jedoch, der schlaue Sienese habe unter dem Wasser Netze ausspannen lassen, welche die niedersinkenden Gefäße auffingen. So war diese scheinbar frevelhafte Verschwendungssucht im Grunde genommen nichts anderes als ein nach außen wirken wollendes Manöver, das nur die Ruhmbegier eines Renaissance-

menschen auszudenken vermochte. Der geschickte Inszenator erreichte jedenfalls damit, daß ganz Rom von diesem Bankett sprach und über den Reichtum des Gastgebers Wundergeschichten in Umlauf setzte. Zeitgenössische Schriftsteller haben das ihrige getan, diese Gerüchte phantasievoll auszuschmücken und weiter zu verbreiten. Das Kniebeugen vor dem goldenen Kalbe war eben in der Renaissance ebenso üblich, wie heute.

Aber Chigi war nicht der Mann, der sich nur mit einem solchen fragwürdigen Ruhme begnügte. Er zeichnete sich durch vielseitige Bildung aus, beschäftigte sich in den Mußestunden mit Geschichte und griechischer Literatur und besaß eine besondere Vorliebe für Dichtung, Musik und Malerei, die er auch dadurch bekundete, daß er die Schöpfer solcher Werke hilfreich unterstützte. Sein Ehrgeiz trieb ihn, als Mäzen hinter Papst und Kardinälen nicht zurückzustehen, ja, womöglich diese noch zu übertreffen. Wie jene, so fütterte auch er in seinem Hause eine Schar Poeten durch, die ihn mit verhimmelnden Versen überschütteten und seinem Reichtum zahllose Lobeshymnen sangen. Die Literaten bildeten aber nicht, im Gegensatz zu dem päpstlichen Hofe, das herrschende Element in der Farnesina, sondern die bildenden Künstler. Ihnen blieb der Vatikan bei gesellschaftlichen Veranstaltungen so gut wie verschlossen. Nur Raffael behauptete in dieser Hinsicht eine Sonderstellung. Er fand überall Zutritt. Die Ursache einer solchen Zurücksetzung der Maler in den Salons wird durch die Geringschätzung erklärlich, mit der man im allgemeinen damals ihre Bildung bewertete. Sie galten

immer noch als Handwerker, denen gesellschaftlicher Schliff und humanistisches Wissen fehlte. Allerdings des Lateinischen waren sie unkundig, und diese Tatsache allein genügte, um sie nicht für „salonfähig" zu betrachten. Chigi setzte sich über solche Vorurteile hinweg. Er schmückte nicht nur sein Heim mit Statuen und Gemälden aus, sondern pflegte auch freundschaftlichen Verkehr mit den Malern und Bildhauern, die er beschäftigte, und lud sie zu seinen Gartenfesten und Banketten ein.

Ein besonders freundschaftliches Verhältnis verband ihn mit Raffael, der ihm als Mensch ebenso nahe stand, wie als Künstler. Eine Trübung dieser Freundschaft scheint erst eingetreten zu sein, als der Bankier der schönen Fornarina nachstellte und dadurch die Eifersucht Raffaels wachrief. Auch kam es manchmal bei der Honorarfrage zu kleinen Differenzen. Einmal wurde sogar Michelangelo als Sachverständiger angerufen, da Raffael nach Chigis Meinung für die Fresken in der Kapelle S. Maria della Pace ein zu hohes Honorar beansprucht hatte; trotz seiner Antipathie gegen den Urbinaten entschied Michelangelo zu dessen Gunsten. Nicht minder herzlich waren die Beziehungen Chigis zu Raffaels Schülern Giulio Romano und Francesco Penni, denen er die lieblichen Zwickelbilder bei den Amor- und Psychefresken verdankte. Auch der Lombarde Sodoma, der die heroisch-pikante Hochzeit Alexander des Großen mit der schönen Roxane in dem Schlafgemach des Bankiers malte, stand eine Zeitlang in seiner Gunst. Noch vielen anderen, Baldassare Peruzzi, dem Schöpfer der herrlichen Deckengemälde in der „Galathea"loggia, Sebastiano del

Piombo, dem Meister des Polyphem, der so verliebt nach der Galathea hinüberschielt, Giovanni da Udine, Lanzetto, Girolamo da Gabbio, Bernardino da Viterbo begegnete man in Chigis Salon. Nur Michelangelo fehlte. Man sagt, der stolze Meister habe sich der Farnesina ferngehalten, weil ihr Besitzer zu Raffaels Partei gehörte.

Die Damengesellschaft, die der Kardinal Bibbiena im Vatikan so schmerzlich vermißte, hatte in der Farnesina einen Sammelplatz. Allerdings waren es nach heutigem Begriffe sehr lockere Dämchen — „Kurtisanen", wie man sie damals nannte —, die Chigi bewirtete. In unseren Salons würde man zweifellos an ihnen Anstoß nehmen, aber die Renaissancemenschen pflegten über die Moral leichtfertiger zu denken. Nun muß man sich allerdings unter einer Kurtisane nicht das vorstellen, was man heutzutage unter einer Demimondäne versteht. Sie entstammten meist gut bürgerlichen Familien und waren häufiger gebildeter, als manche hochgestellte Damen. Der Novellendichter Bandello weiß von einer ganzen Reihe solcher Frauen zu berichten, die tagsüber mit Wissenschaft und Literatur sich beschäftigten, und nachts Gott Eros sich verkauften. Pietro Aretino, der in die Geheimnisse der Kurtisanen wie kein anderer seiner Zeitgenossen Eingeweihte, berichtet von Madrema, einer vielgefeierten Halbweltdame, um deren Gunst Herzöge, Diplomaten und Kardinäle warben, daß sie den Petrarca, Boccaccio und eine Unmenge schöner lateinischer Verse von Virgil, Horaz, Ovid und anderen Autoren auswendig gewußt hätte. Ebenso berühmt war die reizende Imperia,

die Raffael in der „Transfiguration" verewigt haben soll. Die bedeutendsten Männer Roms, Dichter wie Sadoleto und Bembo, Gelehrte, Künstler, sogar der feingebildete Graf Castiglione lagen ihr zu Füßen. Mit ihrer Unterhaltung und vor allem mit ihrem meisterhaften Gesang zur Laute bezauberte sie alle Herzen. Sie hatte sich tief in Chigis Herz hineingesungen, der für sie einen prachtvollen Palast einrichten ließ und sie nach ihrem frühen Tode durch ein wunderbares, noch heute erhaltenes Grabmal ehrte. Nicht minder gefeiert wurde in der römischen Gesellschaft die junge Tullia, die Tochter des Kardinals d'Aragona und der hübschen Giulia Ferrarese, deren Glanzepoche noch in die Zeit der Borgia fällt. Man sagt, sie sei so anmutig, liebreizend und schön gewesen, in ihrem Benehmen so graziös und liebenswürdig, in ihrer Kleidung so geschmackvoll, daß sie den Römern, wie zwanzig Jahre vorher Lucrezia Borgia, als weibliches Schönheitsideal erschienen sei. Ihren blonden Haaren und heißen, flammensprühenden Augen haben Literaten und Kardinäle schwärmerische Huldigungen in Versen dargebracht. In der Kunst, Lieder zur Laute vorzutragen, übertraf sie noch die Imperia. Wenn sie vollends bei einer Gesellschaft die Anwesenden in ihren Bann ziehen wollte, so tanzte sie einen ihrer graziösen Tänze, zu dem sie mit ihrer wohlklingenden Stimme irgendein Lied sang. Die „alma Sirena", wie sie die römischen Kavaliere getauft hatten, stand so hoch in aller Achtung, daß jeder adlige Jüngling es für seine Pflicht ansah, für eine ihr zugefügte Beleidigung die Waffe zu ziehen. Dieses ritterliche Gebaren hörte erst auf, als man erfuhr,

daß sie einen reichen Deutschen in ihrem Boudoir empfangen hätte. In dem Augenblicke erlosch ihr Nimbus, der sie jedoch in Ferrara und Venedig bald wieder umgab. Noch eine Anzahl gefeierter Kurtisanen gab es damals in Rom. Der boshafte Spötter Aretino behauptete, daß viele Kirchen ihretwegen Sonntags gefüllt gewesen seien, „denn," sagt er, „wenn Lorenzina hingeht, so wird sie von mindestens zehn Kavalieren begleitet, ebenso viele folgen ihr, und die doppelte Anzahl erwartet sie. Geht Madrema zur Kirche, so hat sie außer ihren zehn Zofen und ebenso vielen Pagen und Mägden eine Schar hoher Fürstlichkeiten bei sich: Markgrafen, Botschafter und Herzöge. Kommt Beatrice, so hat sie in ihrem Gefolge ebenso viele edle Herren: Don Soundso und Don Dieserundjener. Die Graeca hat ihre Grafen und Kavaliere usw." Die meisten unter ihnen haben an den Festen in der Farnesina teilgenommen, denn Chigi war ein großer Damenfreund und liebte es, bald mit dieser, bald mit jener zarte Beziehungen anzuknüpfen. Vielleicht hat auch jener vielbewunderten Galathea, die, in ungestillter Liebessehnsucht den Blick gen Himmel gerichtet, über das Meer dahinzieht, eine dieser Schönen Modell gestanden? Vielleicht erzählen die Fresken an den Wänden noch viel mehr von der leichtsinnigen, flirtenden Weiblichkeit, die diese Räume verschönern half? Wer weiß es! Die Brunnen im Garten sind versiegt, die Grotten und Lauben sind zerfallen. Sonst wüßten sie noch manches schlummernde Geheimnis von Triumphen schöner Damen dem lauschenden Ohre des Besuchers anzuvertrauen.

Tullia d'Aragona

Bildnis von Alessandro Bonvicini

Venezianische Kurtisanensalons.

Stendhal erzählt in seiner „italienischen Reise" eine amüsante kleine Geschichte, die sich in Venedig zugetragen hätte. In dem Teatro San Mosé wurde eine Tragödie gespielt, und in dieser Tragödie kam eine Szene vor, in welcher der Tyrann seinem Sohne das Schwert reicht mit dem Befehl, seine Schwiegertochter zu töten. Über die Wucht dieses finsteren Bildes geriet das Publikum so sehr in Empörung, daß es von dem Tyrannen stürmisch verlangte, er solle sein Schwert zurücknehmen. Darauf trat der junge Fürst vor die Rampe, und es gelang ihm, allerdings mit großer Mühe, das aufgeregte Parterre zu beschwichtigen. Er versicherte nämlich, daß ihm nichts ferner läge, als die Gefühle seines Vaters zu teilen, und er gab sein Wort darauf, daß die verehrten Zuschauer, wenn sie sich nur zehn Minuten gedulden wollten, schließlich sehen würden, wie er sein Weib rettete.

Diese Anekdote ist sehr bezeichnend für das Empfinden der Venezianer. Es gibt vielleicht nirgends auf dem Erdenrund einen Ort, wo das Verbrechen mehr

auf Schleichwegen gewandelt ist, als hier in der Stadt der Lagunen; allein gegen einen offenen Mord, und dazu noch den Mord einer schönen Dame, sei es auch nur auf der Bühne, empörte sich das lebensfrohe Gemüt dieser Inselbewohner. Und so, wie zu Stendhals Zeiten, so war es auch zwei oder drei Jahrhunderte vor ihm — alles andere durfte man dem Venezianer nehmen, aber nur nicht seine Heiterkeit, seine Lebensfreude.

Es liegt eine sinnliche Schwüle über dieser Stadt, die man sonst nirgends findet. Wandert man auf den schmalen, irrgartenähnlichen Fußstegen, die sich fortwährend in Sackgäßchen verlieren, so glaubt man in das Bereich irgendeiner Circe versetzt zu sein und erwartet jeden Augenblick das Auftauchen ihres Zauberstabes; gleitet man in der Gondel auf dem dunklen Wasser dahin, scheint es, als ob Nixen aus der Tiefe sängen und begehrlich die Arme einem entgegenstreckten; überall sind Liebesgötter tätig, das Gefühl des armen Fremdlings zu verwirren. Ja, es kommt einem immer deutlicher zu Bewußtsein, daß diese aus der Adria aufsteigende Märchenstadt mit ihren bizarren architektonischen Formen, mit ihren schimmernden Palästen und majestätischen Türmen, mit ihren labyrinthischen Kanälen und verschwiegenen Winkeln, mit ihrem Fehlen alles Wagengerassels, mit ihren singenden Gondolieren und berückend schönen Frauen vom Schicksal dazu bestimmt worden wäre, dem Liebestaumel ein Asyl zu bieten. Selbst aus der venezianischen Malerei, aus Tizian, Giorgione, Paolo Veronese leuchtet dieses Schwelgen in Schönheit, diese Bewunderung des Körperlichen, diese

Freude an der Farbe und diese Allgewalt der Liebe hervor, die in dem berühmten „Amor sacro e profano“ des Tizian ihre höchste Vollkommenheit erreicht. Bezeichnend ist es, daß gerade die nackte Gestalt die göttliche Liebe darstellt, daß also das Körperliche, das Sinnenfreudige sakrifiziert wird. Und an Venedig knüpft sich auch die Erinnerung an jenen Mann, der — freilich erst durch Feuerbachs Gemälde — zu dem Typus eines Wollüstlings und Genießers geworden ist: Pietro Aretino.

Über die Rolle, welche die käufliche Liebe in Venedig spielte, geben die Notizen des Chronisten Sanuto reichen Aufschluß. Ihm verdanken wir auch die Feststellung, daß im Jahre 1509 bei einer Einwohnerzahl von 300 000 Seelen nicht weniger als 11 654 Demimondänen hier ansässig waren. Der Senat muß jedoch auf diese Bürgerinnen besonders stolz gewesen sein, denn in seinen Akten heißen sie „le nostre benemerite meretrice“. Venedig war im XVI. Jahrhundert das Dorado aller Kurtisanen. Hier strömten sie aus allen Windrichtungen herbei, selbst aus Rom, wenn sie sich dort durch irgendein Verbrechen die Gunst der eleganten Herrenwelt verscherzt hatten, wie zum Beispiel die schöne Tullia d'Aragona. Sehr verlockend schildert der Dichter Andrea Calmo einer römischen Kurtisane, die er gern nach Venedig gezogen hätte, den Aufenthalt in dieser Stadt: „Ich hätte Euch gezeigt, wo man in der Gondel spazieren fährt oder in einem Wagen auf dem Festlande. Ich hätte Euch auch zu heimlichen Gelagen und Essen geladen, und Ihr wäret Euch dort wie eine

Königin vorgekommen, wie eine Penthesilea. Hättet Ihr Lust gehabt, in geschäftliche Verbindung zu einigen Monsignori zu treten, so würde ich euch nicht im Stiche gelassen haben. Ich kann Euch nur dringend raten, hierher nach Venedig zu kommen, denn kaum erscheint hier eine Fremde, so ist jeder Mann hinter ihr her. Ihr habt eine so gewählte Sprache, so artige Bewegungen und einen so unzüchtigen Gang, daß selbst ein eisernes, grausames, hochmütiges Herz vor Liebe umkommt. Es wird Euch je nach den Jahreszeiten unter Euren Fenstern ein gesungenes oder ein gespieltes Ständchen dargebracht werden; Narrenunterhaltungen, Sendungen von Süßigkeiten und Trefflichkeiten werden Euch geboten werden, daß Eure Lungen vor Freude nur so jauchzen sollen. Und alle werden zur Verfügung der Ehre der Herrin stehen, im Namen ihrer Schönheit und zum Nutzen ihres Ansehens."

Nicht alle von den 11 654 Venuspriesterinnen waren so liebreizend und so klug wie Tullia d'Aragona, aber in Venedig gab es trotzdem eine ganze Anzahl gebildeter Kurtisanen, die sogar eine tonangebende Rolle in der Gesellschaft spielten. Die einflußreichste unter ihnen war zweifellos Veronica Franco. Daß sie unter Nummero 204 in den „Katalog der ersten und sehr ehrenwerten Kurtisanen Venedigs" eingetragen war, hinderte sie nicht ein großes Haus zu führen, in dem Venedigs Literaten und Künstler rege verkehrten. Es ist nicht zu begreifen, wie sie trotz der sehr bescheidenen Honorare, die sie für ihre Gunst verlangte — sie verkaufte sich für 2 Scudi — in solchem Luxus

und auf so großem Fuße leben konnte. Vielleicht hatte dieser niedrige Preis auch nur für ihre literarischen Freunde Gültigkeit, wogegen höhere Persönlichkeiten um so tiefer in die Geldkatze greifen mußten. Jedenfalls wird der 23jährige dritte Heinrich von Frankreich, als er der Lagunenstadt seinen Besuch abstattete, für die Schäferstündchen in Veronica Francos Boudoir reichlicheren Tribut entrichtet haben, wird doch erzählt, er habe während seines achttägigen Aufenthalts in Venedig keine Nacht im Palast verbracht, sondern sich immer durch irgendein Hintergäßchen in die Gegend von San Giorgio Crisostimo, wo die viel umschwärmte Kurtisane wohnte, fortgeschlichen.

Über die Pracht, die in einem Kurtisanensalon herrschte, kann man sich heute noch auf Grund von zeitgenössischen Berichten eine annähernde Vorstellung machen. Jene sinnliche Schwüle, die schon äußerlich Venedig kennzeichnet, kam in diesen Räumlichkeiten noch in verstärktem Maße zur Wirkung. Das Zimmer wurde natürlich im Hinblick auf die Stimmung, welche die Sinne gefangen nehmen sollte, mit dem erdenklichsten Raffinement ausgestattet. Die Wände waren mit schwerem Samt und Seidenstoffen bekleidet, auf dem Fußboden lagen kostbare Teppiche. Vasen aus Alabaster, Porphyr und Serpentin zierten die geschnitzten Tische. Majoliken und Kunstgegenstände jeder Art prunkten an den Wänden und in allen Ecken des Zimmers. In dem Salon der Imperia wurde die Pracht sogar so weit getrieben, daß ein spanischer Gesandter in Ermangelung einer Stelle zum Ausspucken einem Diener ins Gesicht spie

und mit folgenden Worten sich entschuldigte: „Verzeih, aber hier gibt es nichts Häßlicheres als dein Gesicht."

Veronica Franco soll eine sehr schöne Frau gewesen sein. Einer ihrer Bewunderer rühmt ihr goldgelbes Haar, ihre göttlichen Augen und ihren herrlichen Teint. Tintoretto hat sie porträtiert, aber das Bild ist leider verschollen. Der berühmte Maler war einer ihrer glühendsten Verehrer. Von ihm eignete sie sich ihr kunstkritisches Wissen an, das sie in ihren Briefen gern durchblicken läßt. Unter den Literaten war es besonders Bernardo, der Vater Torquato Tassos, der ihr nahe stand. Er ist wohl derjenige gewesen, dessen Urteil sie ihre eigenen dichterischen Erzeugnisse — auch sie war der Modekrankheit, Sonette zu dichten, verfallen — zuerst unterbreitete. Aber immerhin erweisen ihre Sonette mehr Befähigung als die so vieler andrer Dichterinnen jener Zeit. Veronica war stets darauf bedacht, in den freien Künsten etwas zu lernen, wie sie überhaupt dem Schöngeist vor allen andern Männern den Vorzug gab. „Ihr wißt sehr wohl", schreibt sie einmal an einen ihrer jungen Verehrer, „daß unter allen denen, die sich in mein Herz einzuschmeicheln verstanden, mir die besonders teuer sind, welche sich um die Übung der Disziplinen und der freien Künste bemühen, für die ich, obwohl nur ein Weib von geringem Wissen, nach Wunsch und Neigung so sehr schwärme. Und jene, denen es bekannt ist, daß ich, wo nur immer sich Gelegenheit bietet, noch zu lernen, es mein ganzes Leben lang tun würde, und daß ich,

wenn meine Lage es mir gestattete, alle meine Zeit in den Schulen wertvoller Männer zubringen möchte."

Daraus erklärt sich auch Veronicas Neigung zum geselligen Verkehr mit hervorragenden Persönlichkeiten. Jeden Dichter, der die Stadt der Lagunen aufsuchte, lud sie in ihr Haus ein. War es nicht zu einer größern Gesellschaft, die dann gewöhnlich an Disputationen über Literatur und Philosophie sich ergötzte und von der holden Gastgeberin in den Pausen mit Gesang sich erfreuen ließ, so wenigstens zu einem intimen Abendessen. Und der Gast bereute es nicht, mit Ausnahme von Montaigne, der sich von einem solchen Souper einen gründlich verdorbenen Magen geholt hatte, was allerdings mehr dem Küchenmeister als der Gastgeberin zum Vorwurf dient.

Als dieser berühmte französische Essayist die Franco besuchte — es war im Jahre 1580 — stand sie schon nicht mehr in der Blüte ihrer Schönheit. Wie vielen schönen Sünderinnen jener Zeit ging es auch ihr: in ihrer Seele hatte sich der Wurm der Reue eingenistet, der ihr alle bestrickende, süße Anmut nahm. Damals gründete sie gerade ihr Asyl für Frauen mit lockerem Lebenswandel. Sie selbst hat sich ihrer Stiftung nicht lange freuen können. Der Tod raffte sie bald darauf hinweg.

* * *

Als Tullia d'Aragona, wie schon erwähnt, sich durch ihren Leichtsinn in Rom unmöglich gemacht hatte, kam sie, nachdem sie einen kurzen Aufenthalt in Ferrara genommen, nach Venedig. Die entzückende Blondine wurde merkwürdigerweise hier nicht mit jener über-

schwenglichen Begeisterung empfangen, die man sonst neu ankommenden Kurtisanen entgegenbrachte. Obwohl der paduanische Universitätsprofessor Sperone Speroni sich für sie in die Schanzen schlug und in einem „Dialog über die Liebe" sie mit einer Heldin des Altertums verglich und einer Sappho an die Seite stellte, fand sie doch in Venedig keinen Anklang. Die Haupturſache dieses Mißerfolges ist Pietro Aretino zuzuschreiben. Der gefürchtete Condottiere der Feder war nicht nur ein Protektor der Obdachlosen, der Wöchnerinnen, zahlungsunfähiger Schuldner, ruinierter Kaufleute, entlassener Sträflinge, heruntergekommener Edelleute, hungernder Poeten, sondern auch der allmächtige Patron vieler Kurtisanen. Tullia hatte nicht das Glück, ihm zu gefallen, und so konnte sie in Venedig auf keine Karriere hoffen. Sie tat deswegen am besten, daß sie kurz entschlossen den Staub dieser undankbaren Stadt von ihren Schuhen schüttelte und nach Siena reiste. Hier heiratete sie einen biederen Ferraresen niederer Herkunft, um unter dem Deckmantel einer verheirateten Frau ungestörter ihrem Gewerbe nachzugehen.

Das eine scheint nur bei dieser ganzen Affaire verwunderlich — der große Einfluß des Aretino. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, welche literarische Machtstellung der Schustersohn aus Arezzo und ehemalige Buchbindergeselle in der damaligen Welt behauptete, eine Machtstellung, die er der Bosheit und Schärfe seines Spottes zu verdanken hatte, so wird einem dieses leicht erklärlich. Nie ist ein Literat so vergöttert und zugleich so gefürchtet worden. Fürsten, Würdenträger,

Pietro Aretino

Bildnis von Tizian

hohe Geistliche, Literaten und Künstler haben um seine Freundschaft gebuhlt, nicht etwa um von ihm verherrlicht zu werden, sondern mehr aus Furcht, daß er sie zum Ziel seiner Invectiven machen könnte oder auch in der Absicht, ihn gegen ihre Feinde aufzureizen. „Ich komme mir vor wie das Orakel der Wahrheit," schreibt er einmal, „denn jeder erzählt mir das ihm von dem und dem Fürsten, von dem und dem Prälaten widerfahrene Unrecht; ich bin der Sekretär der ganzen Welt." Von allen Seiten flossen ihm die Geschenke zu, Geldsummen, Goldstoffe, Gemälde, Kunstgegenstände, so daß seine fürstliche Wohnung im Hause des Domenico Bolia in der Nähe des Rialto die vielen Schätze bald überhaupt nicht zu fassen vermochte. Maßlose Selbstüberhebung war die Folge dieser zweifelhaften Ehrungen. „Mein Bild ist über dem Eingang der Paläste zu sehen," rühmt er sich in einem Briefe. „Mein Kopf ist auf Kannen, auf Tellern, auf Spiegelrahmen, wie die Köpfe Alexanders, Cäsars, Scipios. Einige Kristallgläser, die in Murano fabriziert werden, nennt man aretinische Vasen. Eine bestimmte Pferderasse hat den Namen bekommen, weil mir Papst Clemens VII. ein solches Pferd geschenkt hat und ich es meinerseits an den Herzog Federigo weiterverschenkt habe. Das Wasser, welches einen Teil dieses meines Hauses umspült, heißt man das aretinische. Meine Weiber wollen Aretinerinnen genannt werden. Man spricht sogar von einem aretinischen Stil. Die Pedanten können vor Wut sterben, ehe sie zu solcher Ehre gelangen."

Aretinos Reichtum, den er sich durch sein literarisches Piratentum zusammengeschleppt hat, übt auf alle Bedürftigen eine Anziehungskraft aus, denn man weiß, daß er freigebig bis zur Verschwendung ist. Seine Freunde kommen und holen ihm Kunstgegenstände und kostbare Kleider fort; wenn er in seiner Gondel fährt, drängen sich auf den Brücken und Stegen Knaben und Mädchen, die um Geld betteln; wenn eine Frau in die Wochen kommt, wendet sie sich an ihn mit der Bitte um Unterkunft und erhält sie; wenn ein Dichter oder Maler nichts mehr zu beißen und zu brechen hat, wer ist es, der sich dann seiner erinnert? — Pietro Aretino. — „Wahrlich, mein Lieber," schreibt er an einen seiner Freunde, „von den 25 000 Scudi, die ich frisch aus den Eingeweiden der Fürsten durch das Geheimnis meiner Feder herausgezogen habe, habe ich nicht einen einzigen, wie ihr behauptet, auf die Straße geworfen. Was soll ich denn damit machen? bin ich einmal geschaffen so zu leben, wer kann mich daran hindern?"

Die „casa Aretino" glich einem Taubenschlag. Von den vielen Besuchern sollen schon die Marmorstufen völlig abgenutzt worden sein. So behauptete wenigstens Aretino. Zweiundzwanzig Frauen, darunter Kurtisanen, auch ehrbare Mädchen, Mütter mit Säuglingen an der Brust, beherbergte er einmal in seinem Palazzo. Und er zeigte sich ihnen gegenüber genau so freigebig und gastlich, wie im Verkehr mit seinen intimsten Freunden und Freundinnen, zu denen er hin und wieder flüchtete, wenn es ihm daheim allzu toll wurde.

Jeder, der in Venedig war, kennt den stolzen Palazzo

Loredan am Canale grande schräg gegenüber der Kirche San Silvestro. Es ist ein Bau, in dem die Vermengung mannigfaltiger Stile besonders auffällig hervortritt. Traditionelle byzantinische Formen treten auf vermischt mit lombardischen Motiven, ja sogar maurische Elemente machen sich in der Schlankheit und Dichtheit der kleinen Säulen und der Höhe der Pilaster bemerkbar. In diesem Palazzo residierte damals die „schönste, liebenswürdigste Frau in Cupidos Hofstaat," die Kurtisane Angela Zafetta. Ihr Salon war ebenfalls wie jener der Imperia wahrhaft königlich eingerichtet mit flandrischen und türkischen Teppichen, Brokat- und Ledertapeten, geschnitzten Möbeln, goldgestickten Samtdecken, Bildern, Vasen und schöngebundenen Büchern, die überall auf den Tischen lagen. In einigen Zimmern haben sogar die berühmtesten Maler Venedigs al fresco gemalt. Zafetta hatte ebenso wie später die Herzogin von Mazarin die Angewohnheit, allerlei Tiere, Vögel und Affen zu halten. Aber hier flogen oder kletterten sie nicht so frei herum wie in dem Sommerpalast der Mazarin zu St. James. In den Salon der Zafetta zu gelangen war durchaus nicht leicht. Nur Kavaliere von höchstem Stande, oder Prälaten und Gelehrte von ganz besonderer Bedeutung fanden Einlaß. Und auch dann mußten sie noch in dem Vorzimmer, wie bei einer königlichen Audienz, geduldig warten, bis die Herrliche erschien.

Der einzige, der jederzeit eine offene Tür fand, war Pietro Aretino. Er blieb bis ins Alter eng mit Angela befreundet. Auch als sie mittlerweile den Zenith

ihres Lebens überschritten hatte, kehrte Aretino noch gern bei ihr ein und verzehrte mit seinem Freunde Tizian bei ihr hin und wieder ein Abendessen. Aus dem alten Wüstling war jetzt ein Schlemmer geworden, dem nur noch eine reich besetzte Tafel wahrhaften Genuß bereitete. Bei einem Becher auserlesenen guten Weines disputierten dann die drei Alten, zwar nicht mehr über Liebe und Frauenschönheit, sondern über die Predigten des heiligen Markus.

Tasso.

Noch einmal lenken wir die Schritte nach Ferrara. Es ist im Spätherbst des Jahres 1565. Die Residenz der Este strahlt im Festeskleid, das sie zu Ehren Barbaras von Österreich angelegt hat, die als zweite Gemahlin Alfonsos des Zweiten in der Stadt Einzug hält. Viele Jahrzehnte sind verstrichen, seitdem Lucrezia Borgia die Herzoginkrone von Ferrara trug und ihr Musenhof das Ziel der sehnsüchtigsten Wünsche eines jeden Poetenherzens war. Von der Generation, die damals auf den Wogen des Daseins heiter und genußfreudig hinglitt, ist kaum einer mehr am Leben. Vieles hat sich inzwischen verändert: Gesinnung und Lebensart, Sitten und Moden. Als der einäugige Giulio d'Este auf Bitten der Herzoginmutter nach 30 jähriger Gefangenschaft die Freiheit erhält, wird er wegen seiner Kleidung, die noch französischen Geschmack verrät, wie eine Museumsrarität angestaunt, denn längst herrscht die spanische Tracht in Italien. Aber noch viel auffälliger macht sich der Wandel der Gesinnung bemerkbar. Eine gewisse Niedergeschlagenheit und furchtsame Scheu wie

vor einer schrecklichen unsichtbaren Elementarmacht lastet quälend auf allen Gemütern. Es ist die Angst vor dem Gespenst der Inquisition, das unter Paul IV. und seinen Nachfolgern die schwarzen Fittiche über ganz Italien breitet. Auch in Ferrara lauert es in Gassen und Häusern, und wehe denen, die von seinen langen Fangarmen gegriffen werden. Noch lebt in dem Herzen vieler Ferraresen die Erinnerung an die Protestantenbeschirmerin, die gute und edle Herzogin Renata, die wegen ihrer ketzerischen Neigungen beinahe selbst Folter und Tod erlitten hätte. Angst erfüllt jene, die heimlich auf der Seite der neuen Lehre stehen und sie nicht laut zu bekennen wagen, hat doch der fanatische Herzog erklärt, daß er eher unter Aussätzigen als unter Hugenotten leben wolle. Aber in einer Hinsicht sind die Ferraresen unverändert, trotz Folterkammern und Scheiterhaufen: in ihrer leidenschaftlichen Liebe für Geselligkeit und Vergnügen. Im Festestaumel vergessen sie sogar die Schrecken der Inquisition.

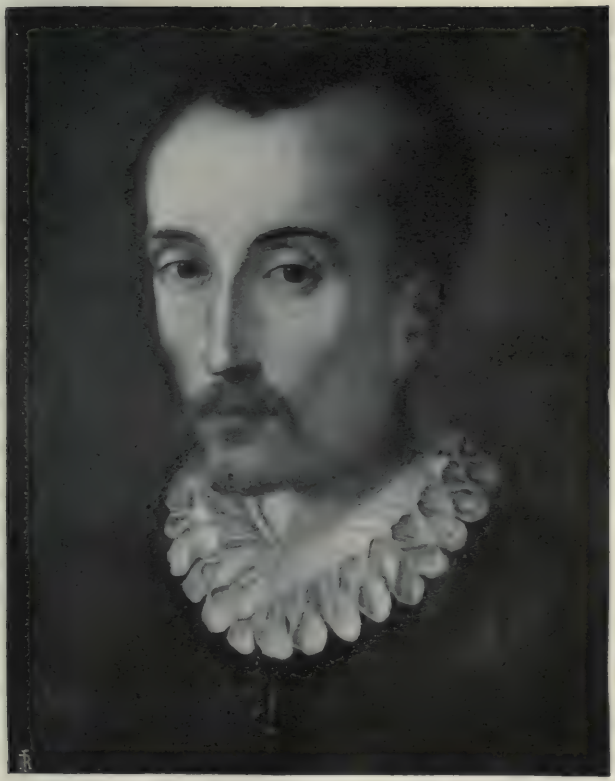
Ferrara steht wieder im Zeichen einer Hochzeit des regierenden Hauses. Die ganze Bevölkerung ist auf den Beinen. Man weiß, was solche Hochzeiten für die Residenz der Este bedeuten. Eine Fülle von guten Tagen, Banketten, Tournieren, Tänzen, Theateraufführungen und vielen andern Belustigungen, die Riesenvermögen verschlingen und das Herzogtum in Schulden stürzen. Zwar erreicht der Aufwand diesmal nicht so ungeheure Ausdehnung, wie bei der Vermählung Lionellos mit Margherita Gonzaga und Alfonsos des Ersten

mit Lucrezia Borgia, auch berichtet kein Chronist über den Küchenverbrauch von 1000 Ochsen und Kälbern, 40000 Hühnern und 15000 Pfund Zucker, den die Hochzeit Lionellos mit Maria von Aragon erfordert haben soll, aber immerhin ist die Zahl der Freuden und Genüsse groß. Pompöse Aufzüge ziehen durch die Straßen, in dem großen Amphitheater brechen Ritter die Lanzen, auf freien Plätzen werden Vorstellungen für das Volk geboten, im Schlosse eilt man vom Bankett zum Tanze, vom Tanze zum Bankett, Konzerte schließen sich an, so jagt ein Vergnügen das andere. Da trifft plötzlich die Nachricht von dem Tode des Papstes Pius IV. ein; und diese Botschaft wirkt so deprimierend auf die Gemüter, daß die Festlichkeiten, wenn auch nicht abgebrochen, so doch eingeschränkt werden.

In diesem lauten Trubel, inmitten eines blendenden Meeres von Toiletten und Edelsteinen taucht bald hier, bald dort die Gestalt eines Jünglings auf, der seiner Kleidung und seinem Gebahren nach in diese glänzende Hofgesellschaft gar nicht hineinzugehören scheint. Er ist groß und hager. An die hohe Stirn schmiegt sich dunkelblondes, nicht üppiges Haar. Das längliche Gesicht läuft in ein spitzes Kinn aus, das von einem spärlichen Flaum bedeckt wird. Eine große, aber regelmäßige Nase mildert etwas das Eckige der Züge, das durch die hervorstehenden Backenknochen und die eingefallenen Wangen hervorgerufen wird. Schmerzlich schwermütig blicken die Augen, als verbärgen sie ein tiefes trauriges Geheimnis. Seine langen Arme und Beine hindern ihn in den Bewegungen. Plump und häßlich wirken

sein Gang und seine Haltung. Schüchtern wandelt er durch die weiten Säle und Gärten, überall stehenbleibend und mit staunenden Blicken Menschen und Gegenstände betrachtend, wie jemand, der in ein neues, paradiesisch schönes Land gelangte und sich noch nicht darüber schlüssig ist, ob er wache oder träume. Gleichzeitig liegt etwas Zerstreutes, Unruhiges und sogar Mißtrauisches in seinem Wesen. Zuweilen flammt es in seinen Augen auf wie ein heißes Verlangen, die Hülle der Scheu abzustreifen und sich hineinzustürzen in das wirre Gewühl, dann plötzlich zuckt er zusammen, besinnt sich und verkriecht sich mürrisch in irgendeinen Winkel. Fast scheint es, als warte er nur auf eine günstige Gelegenheit, um sich fortzuschleichen aus dieser albernen, plaudernden, lachenden, tanzenden Gesellschaft.

Der seltsame Jüngling hat längst die Aufmerksamkeit der Damen des Hofes erregt. Sie nähern sich ihm keck und bemühen sich fast stürmisch um seine Aufmerksamkeit. Ihr Interesse für den Fremden grenzt beinahe schon an Verliebtheit. Als sie nun gar vernehmen, daß er Torquato Tasso heißt und daß er auf Geheiß des Kardinals Luigi d'Este nach Ferrara gekommen ist, um hier nach einigen unruhigen Wanderjahren eine friedliche Heimstätte zu finden, verwandelt sich ihre verliebte Neugier in Entzücken. Der Dichter des „Rinaldo" — Hofpoet der Este! welch' eine Akquisition für die Residenz! Und sie umschwärmen ihn, liebäugeln ihm zu, huldigen seinem Talente, füttern ihn mit Schmeicheleien, kurzum überschütten ihn förmlich mit Beweisen ihrer Liebenswürdigkeit. Über Tasso ergießt sich diese Flut



Torquato Taſſo

Bildnis von Aleſſandro Allori

von zärtlichen Blicken, lächelnden Mienen, süßen Worten mit berauschender Gewalt. So viel schmeichelhafte Ehrung war ihm noch nie zuteil geworden. Anfangs lauert etwas wie Argwohn in seinen Augen. Aber bald schwindet dieser, Tasso beginnt immer deutlicher seine Umgebung zu begreifen, er schüttelt sein bescheidenes Wesen ab, er findet sich schnell in die Rolle des gefeierten Dichters hinein, und mit sicherer Selbstgefälligkeit wandelt er durch die glänzenden Säle und nimmt lächelnd die Huldigungen der Damen entgegen.

Seitdem scheinen Tassos Tage vom Glück geleitet zu werden. Obwohl sich in seine Geldkatze nur hin und wieder, je nach der Laune des Kardinals, einige Dukaten verirren, und obwohl er anfangs auf das Privileg, an der herrschaftlichen Tafel mitzuspeisen, verzichten und außerdem mit schlechtem Essen vorliebnehmen muß, ist er doch stets fröhlichen Mutes. Was ihn so froh stimmt, das ist die Freundschaft mit den beiden Prinzessinnen Lucrezia und Leonora, deren er sich stolz brüsten darf. Lucrezia, die ältere, vermag durch ihr Aussehen niemand zu berücken. Aber sie versteht es durch Kleidung und Benehmen ihrem Auftreten eine gewisse Charme zu geben, hinter der ihre Häßlichkeit verschwindet. Außerdem besitzt sie Geist und Bildung. Olympia Morato, eine der klügsten und wissenschaftlich tüchtigsten Frauen der Renaissance, die schon mit 15 Jahren das Griechische und Lateinische so weit beherrschte, daß sie Homer und Virgil übersetzen konnte, war ihre Lehrerin gewesen. Von ihr hat Lucrezia ihre Kenntnis der klassischen Literatur, hat sie philo-

sophisches Wissen und schließlich sogar die Kunst, geistreich über ernste Fragen zu disputieren. Allein als Charakter steht die Prinzessin nicht hoch. Sie ist leichtlebig, unverträglich, intrigant und hat etwas Satanisches in ihrem Wesen. Doch Tasso kehrt sich nicht an diese Mängel. Er betet sie an wie ein Verliebter, ohne in sie verliebt zu sein. Er preist ihre tiefblauen Augen, ihren rosigen Mund, die sie nicht hat, er vergleicht sie mit Aurora, deren Strahlen Himmel und Erde vergolden, er stimmt ein in das Lob der Hofschranzen und katzbuckelnden Hofpoeten, sie sei die Schönste unter den Schönen. Der Dichter redet mehr als sein Inneres verantworten kann. Und im Grunde genommen empfindet er weder für Lucrezia noch für die jüngere Leonora eine tiefe Neigung, obschon letztere größern Eindruck auf ihn macht, denn sie ist bei all ihrer Klugheit und bei ihrem vielen Wissen sanften Gemütes, gefühlvoll, bescheiden, zart, schwärmerisch, eine stille Träumerin; sie besitzt weiblichere Eigenschaften als ihre Schwester und gerade solche, die Tassos Begeisterung zu wecken vermögen. Und wie sollte nicht da auch er vorübergehend Feuer fangen im Umgang mit einer Frau, von der die ferraresischen Dichter sangen, daß es kein Herz gäbe, das nicht in Flammen stünde bei ihrem Anblick? Aber in eine verzehrende Leidenschaft, wie phantasiereiche Biographen des Dichters es wissen wollen, verwandelte sich diese Neigung nie. Sie blieb zeitlebens eine Freundschaft.

In den Salons der beiden Prinzessinnen ist Tasso ein häufig gesehener Gast. Hier führt stets eine heitere

Geselligkeit das Szepter. Hier wird ernst gesprochen, gewitzelt, gelacht und musiziert. Auch Musik wird viel getrieben. Von jeher haben die Estes eine leidenschaftliche Schwärmerei für die Welt der Töne besessen. Die Prinzessinnen wurden schon in frühester Jugend in der Lautenkunst unterwiesen. Auch Lucrezia und Leonora pflegen sie mit inbrünstiger Liebe, besonders die erstere. Die Jüngere hat eine schöne Stimme und erfreut die Anwesenden manchmal mit ihrem Gesang. Jedes Sonett oder Madrigal, das Tasso dichtet, wird sofort von Luzzaschi, dem Kapellmeister des Schloßorchesters vertont und dann in dem Salon der Prinzessinnen vorgetragen. Dieser Salon ist Tassos Herrscherwelt. Hier wird er als der große Dichter des Tages gefeiert. Hier liest er seine Dichtungen vor, spricht über Homer, kommentiert Virgil, und die Prinzessinnen und die Damen des Hofes lauschen mit gespannter Aufmerksamkeit seinen klugen Worten, die er meist stotternd herausbringt. Seine Sprache erhält nur Flügel, wenn er von der Liebe redet. Da spitzen sich natürlich die Ohren der schönen Zuhörerinnen. Bei diesem Thema scheint der Born seiner Erzählung unerschöpflich zu sprudeln. Wie weiß er doch beredt die Glut der Liebessehnsucht zu schildern! Mit welchen lebendigen Farben malt er ihren Schmerz, ihre Kämpfe, ihre Niederlage, ihr Glück aus! In welche begeisterten Worte kleidet er das Schicksal eines Mannes, der seiner Angebeteten entsagen muß. Nicht immer stimmen die Damen mit seinen Ansichten überein. Zuweilen ertönt auch heftiger Widerspruch, so zum Beispiel, wenn er

behauptet, daß der Mann heißer und beständiger liebe als die Frau. Das will die schöne Dichterin Orsina Cavaletti unter keinen Umständen billigen. Und als bald darauf in der ferrareſiſchen Akademie Taſſo in 50 Theſen ſeine Liebesanſchauung glänzend verteidigt, iſt ſie die einzige, die mit Geiſt und Feuer opponiert.

Die Damen glauben auch nicht an den Ernſt der Behauptungen Taſſos. In Ferrara hat man überhaupt längſt aufgehört, ernſt über die Liebe zu denken. Und gibt ihnen nicht der Dichter ſelbſt Anlaß zu dieſem Glauben? Flattert er nicht wie ein leichtſinniger Schmetterling bald zu dieſer, bald zu jener Blume? Die Hoffräulein ſind ihm faſt alleſamt gewogen, doch nur aus Eitelkeit, denn jede möchte gern ein Verschen oder einen Sinnſpruch von ihm beſitzen, möchte am liebſten gar von ihm beſungen ſein. Wie ſie mit Schelmenmienen ihn umgarnen! Weichem Wachs ſcheint ſein Herz zu gleichen. Es zerfließt unter den ſanften Taubenblicken der jungen Schönen ebenſo leicht wie unter dem lüſternen Augenblitzen koketter alternder Matronen. Verſchwenderiſch freigebig teilt er nach allen Seiten ſeine Verſe aus, hier eine Dame mit einem witzigen Madrigal bedenkend, dort der andern ein reizendes Sonett verſtohlen in die Hände drückend, bald flammende Leidenſchaft heuchelnd, bald ſpöttiſch ſeine Holde belächelnd. Er vermag ſich der vielen Liebkoſungen gar nicht zu erwehren. In den Gärten, auf dem Balkon, überall drängen ſie ſich zu ihm, um ſeine Hände zu drücken oder zärtliche Worte ihm ins Ohr zu flüſtern oder — des höchſten Glückes Seligkeit

— einen Kuß von ihm zu erhaschen. Manche lassen nicht eher locker, bis sie ihn durch ihre Liebenswürdigkeit besiegt haben. Und er, der Liebling von allen, tändelt und scherzt bald mit dieser, bald mit jener, gibt keiner den Vorzug, beglückt jede mit einem Gedicht und fordert nur:

Si vuoi per ch'ami, ama tu me, facciamo
L'amor d'accordo . . . . . .

* * *

Das kleine ferraresische Städtchen Comacchio erlebt im Februar des Jahres 1577 einen Riesenschreck, welcher der ganzen Bevölkerung in die Glieder fährt. Der herzogliche Hof hat sich plötzlich angesagt, um einmal abseits von der Residenz die Karnevalsfreuden zu genießen. Und während die Bewohner sich noch die verschlafenen Augen reiben und ungläubig die Köpfe schütteln, da sprengen schon die unerwarteten Gäste auf der Landstraße heran. In einiger Entfernung folgen die Wagen mit den Damen, und den Abschluß bildet ein schier endloser Troß, bestehend aus Gefolge, Dienerschaft, Narren, Schauspielern, Zwergen, Musikern, Seiltänzern, Athleten, Prestigiateuren und anderm für den Fasching notwendigen Zubehör.

Das Städtchen ist auf einmal wie verwandelt. Ein Lachen, Johlen, Schreien erfüllt die Luft, daß kaum einer die Worte seines Nachbars versteht. Immer neue Scharen von Masken wälzen sich durch die engen, winkligen Gassen. Unter den abenteuerlich angeputzten Faschingsgenossen erregt ein Narr durch seine Körper-

größe und sein keckes Benehmen die besondere Aufmerksamkeit der Stadtbewohner. Er drängt sich frech in die Reihen, bald nach einer Schönen haschend, die kreischend vor seinen Umarmungen flüchtet, bald ein paar furchtsame, alte Frauen schreckend, bald einige derbe Püffe nach links oder rechts austeilend, kurzum er geberdet sich ausgelassener als alle die andern. Das ist der Herzog selbst. Er, der sonst despotisch die Zügel seiner Macht in Händen hält, der als Herrscher streng und rücksichtslos jede freie Gewissensregung seiner Untertanen unterdrückt, er gibt sich hier, wo seine Vergnügungssucht sich recht austoben kann, völlig ungezwungen, als fehlte jede trennende Wand zwischen ihm und dem Volke. Bei solchen Gelegenheiten erstickt er durch sein leutseliges Wesen den geheimen Unwillen der Masse, den seine Prachtliebe und Verschwendungssucht, deren Lasten die Untertanen tragen müssen, heraufbeschwört. In dieser ausgelassenen Karnevalsatmosphäre ist die Freigebigkeit Alfonsos größte Tugend. Da verschenkt er mit leichter Hand Unsummen. Sonst aber kann er so geizig und unerbittlich sein, daß selbst sein Günstling Tasso nicht erhört wird, wenn es auch nur ein Gewand ist, um das er bittet.

Eine Fülle von Belustigungen bringen die Karnevalsfestlichkeiten mit sich. Auf einem freien Platze sind Seile ausgespannt, und geschickte Seiltänzer üben dort unter dem rauschenden Beifall der Menge ihre halsbrecherische Kunst aus. Athleten messen miteinander ihre herkulischen Kräfte in Ringkämpfen. An einer andern Stelle werden Wettläufe abgehalten, an denen

Jünglinge und Mädchen teilnehmen. Als Preise prangen Kleidungsstücke und Seidenstoffe. Namentlich die Mädchen haben es bei diesen Wettläufen nicht leicht, denn kommt eines zu nah an das Publikum heran, wird es von den Umstehenden ergriffen, auf eine Decke gestreckt und geprellt, so hoch — wie man sagt —, bis es Venedig sehe.

Die vornehme Gesellschaft vergnügt sich mit Konzerten, Bällen und Theateraufführungen. Sogar Tasso, der aus Ferrara ebenfalls mit dem Hofe herübergekommen ist, hat sich dazu herabgelassen, eigens für diesen Fasching in Comacchio ein Lustspiel zu verfassen[1]). Die Schauspieler finden sich unter den Herren und Damen der Gesellschaft. Selbst der Herzog muß die Rolle eines Kellners übernehmen. Besondern Reiz empfängt die Aufführung durch die Mitwirkung zweier bildschöner Frauen, der Gräfin Barbara Sanseverino di Sala und ihrer noch schöneren Schwiegertochter Gräfin Leonora Sanvitale di Scandiano. Beide sind erst vor kurzem aus Rom in Ferrara eingetroffen und haben durch ihre bezaubernde Anmut und Bildung im Sturm die Herzen aller Männer erobert. Tasso, der leicht den Lockungen Amors Erliegende, ist schon in hellen Flammen entbrannt. Trotzdem er in dem Dichter Guarini und einigen Höflingen hartnäckige Rivalen besitzt, erkämpft er sich bald durch schwärmerisch-verzückte und leidenschaftlich-verliebte Sonette Leonorens Gunst. Ja, sie selbst, die begeistert Gefeierte, macht aus ihrer Neigung für Tasso kein Hehl; sie sucht seine Gegenwart,

[1]) Das Lustspiel ist leider verloren gegangen.

sie zieht ihn häufig ins Gespräch, sie scherzt mit ihm und lobt ihn sogar offenkundig vor den andern rivalisierenden Poeten. Das schürt nur noch die ohnehin bereits glühende Eifersucht, mit der sie den wachsenden Ruhm Tassos verfolgen. Besonders Battista Guarini, der Dichter des „Pastor fido", der beim Herzog in großem Ansehen steht und eine Machtstellung bei Hofe inne hat, wütet über diese Bevorzugung des ledigen jungen Mannes, da er seinem Alter nach und in seiner Eigenschaft als Gatte und Vater mehrerer Kinder — so meint er wenigstens — mehr Anrecht auf die Gunst der Gräfin zu besitzen glaubt. Um ihn sammeln sich noch andere mißvergnügte Poeten und Höflinge, darunter der Staatssekretär des Herzogs Antonio Montecatino, Orazio, ein Neffe des großen Ariost, der Diplomat Giraldini, von dem man in Ferrara scherzend sagt, er sei als Jude in Siena geboren und als Esel in Ferrara getauft worden, Patrizzi u. a. Sie alle brüten Rache und hetzen, wo sich nur Gelegenheit bietet, gegen Tasso.

Aber noch steht der Dichter auf festem Boden. Er spürt wohl die Umtriebe seiner Feinde, aber er gibt sich den Anschein, als achte er ihrer nicht. Auch will er sich nicht in die Karnevalsfreude bittere Wermutstropfen mischen. Nur als er bemerkt, daß ein gefährlicherer Rivale als die übrigen, der Herzog selbst, ihm die Gunst der Gräfin streitig zu machen beginnt, verdüstert sich seine Stimmung. Doch bald gewinnt er wieder seine Überlegung zurück, denn er weiß, daß der Kampf gegen diesen Konkurrenten nicht zu seinem Vorteil ausfallen würde, und darum verscheucht er die Unmutswolke, die

sich auf seine Seele gelagert hat, und stürzt sich mit vollem Ungestüm in den Faschingstrubel. Darf er nicht mehr der Gräfin seine Huldigungen darbringen, so bleibt ihm doch ihre liebreizende jugendliche Damigelle Olympia. An sie richtet er nun seine liebestrunkenen Verse, sie erhebt er zu seiner Muse. Aber man spürt das Erzwungene dieser Geständnisse, denn hin und wieder klingt durch das flüsternde Liebesgirren ein schmerzlicher Unterton, tief und innig, wie er sich nur einer um verlorenes Glück trauernden Seele entringen kann.

„O du, von Anmut und Liebe Erkorene,
Glückliches Kind!
Du darfst ihr dienen, ihr, die einer Göttin
gleicht."

Und so rauschen die Karnevalsfestlichkeiten in Comacchio vorüber. Grau und unfreundlich dämmert der Aschermittwoch herauf, der die frommen und unfrommen Gemüter zu Einkehr und Buße mahnt. Der in seiner Faschingslaune überlustige und ausgelassene Herzog verwandelt sich aufs neue in einen strengen Gebieter und demütigen Diener des päpstlichen Stuhles. Der bunte Trubel nimmt ein Ende. Plötzlich, wie die lustige Maskenkarawane gekommen, zieht sie von dannen. Und das kleine Städtchen versinkt wieder in ein winterliches Schweigen.

* * *

Grausam bricht das Unheil über Tasso herein. Von allen Seiten ziehen drohende Wolken herauf, gleichsam als wollten sie sich über seinem Haupte sammeln. Selbst

der Trost, den ihm bisher die Freundschaft der Prinzessinnen gewährte, beginnt zu erlöschen. Seit jenem Karneval in Comacchio begegnen sie ihm mit merklicher Kälte. Ob böse Zungen oder Eifersucht über seine Liebeleien daran schuld tragen —, wer mag das entscheiden? Aber dem Dichter schneidet diese kühle Behandlung ins Herz; er fühlt sich seiner letzten Stütze beraubt, und eine entsetzliche nervöse Unruhe überfällt ihn. Der alte Argwohn gegen die Menschen bricht wieder hervor. Anfälle von Verfolgungswahn hatten ihn schon früher zuweilen heimgesucht, die hauptsächlich durch die Angst vor der Inquisition hervorgerufen worden waren, eine Angst, die ihn schließlich bewogen hatte, sein großes Epos vor der Herausgabe der Kirchenzensur zu unterbreiten. Nun stellten sich diese Angstzustände in verstärktem Maße ein. Überall glaubt er sich von Neidern und Feinden umgeben, überall wittert er Verfolgung, Intrigen und Verrat, auf Schritt und Tritt meint er das Gespenst der Inquisition zu gewahren, vor niemand wähnt er sich mehr sicher, beständig lebt er in der Furcht, beobachtet zu werden, und hegt Verdacht, daß sein Zimmer während seiner Abwesenheit mit Nachschlüsseln geöffnet und aus seiner Truhe Manuskripte geraubt würden; keinem einzigen Diener traut er mehr über den Weg, und als er einmal beim Heimkehren den Diener in seinem Zimmer bemerkt, übermannt ihn die Wut und er schleudert einen Dolch nach ihm. Die Folge dieser überstürzten Tat ist ein mehrtägiger Zimmerarrest, den der Herzog verfügt.

Tasso büßt in einem kleinen Zimmer der Corte vecchia

seine Strafe ab. Er kann sich über keine schlechte Behandlung beklagen. So sanft wie möglich kommt man ihm entgegen. Dann scheinen sich seine Nerven zu beruhigen. Er erhält seine Freiheit und bald darauf die Erlaubnis, nach Belriguardo zu gehen. Dort weilt die gesamte Hofgesellschaft und fröhnt sommerlichen Vergnügen. Sie sollen zerstreuend auf den Dichter wirken. Aber das Gegenteil geschieht: nervöser als zuvor, verstört und im höchsten Grade gereizt kehrt er nach Ferrara zurück. Die Angst vor der Inquisition erfüllt stärker denn je sein Gemüt. In seiner Gewissensnot zeigt er sich selbst als Ketzer an. Der Herzog fängt die Briefe, welche die Selbstanzeige enthalten, auf und schickt sie nach Rom, fügt aber gleichzeitig hinzu, daß er den Dichter für unschuldig halte. Und in Rom glaubt man ebenso wie in Ferrara an Tassos Unschuld.

Bei den Franziskanern, die sich anfangs weigern, einen Geisteskranken aufzunehmen, findet Tasso nach langem Bitten und auf Verwendung des Herzogs schließlich Zuflucht. Bewacht von zwei Mönchen, die dazu beauftragt sind, ihm den Irrsinn förmlich einzureden, damit er sich einem regelrechten Heilverfahren unterziehe, verbringt er dort unerträgliche Tage. Immer mehr verschlimmert sich sein Zustand. Die Mönche wissen schließlich nichts mit ihm anzufangen und bringen ihn zurück in das Kastell. Hier reift in ihm der Gedanke zur Flucht. In einem unbewachten Augenblick stiehlt er sich ins Freie. Eine Verfolgung befürchtend, verbirgt er sich zuerst in der Umgegend Ferraras, dann eilt er nach

Poggio, wo er zu Tode erschöpft anlangt. Von dort geht er über Bologna durch den Apennin nach Sorrent.

Die Tragödie Tassos weiter zu verfolgen, liegt an dieser Stelle keine Notwendigkeit vor. Es ist eine Kette von Leiden und Qualen. Was er noch bei verhältnismäßig klarem Verstande in einem Sonett als sein Schicksal ausgesprochen hat:

„Ein Höllenschlund voll Angst ist mir das Leben,
Und meine Seufzer — Furien sind's voll Wut,
Und meine Wünsche — böser Schlangen Brut,
Die gegen dieses Herz den Giftzahn heben,"

das findet in dem letzten Teil seines Lebens nur noch eine Steigerung. Aber eine Frage wird man doch zum Schluß sich nicht versagen: hat dieses Schicksal, das in den traurigen Lebenslauf eines Geisteskranken ausmündet, hat dieses tragische Dichterschicksal außer den es bedingenden und in ihm ruhenden krankhaften Keimen nicht noch einen tieferen, weiteren Sinn?

Die Antwort ergibt sich aus den Zeitverhältnissen, in denen Tasso lebte. Als er geboren wird, ist die leuchtende Sonne der Renaissance im Verlöschen — er selbst ist noch völlig ein Kind dieser gewaltigen, von überschäumender Leidenschaft und Geisteskraft getragenen Epoche —, doch als er den Fuß in die große Welt setzt, da umfängt ihn bereits ein andres fremdes Milieu. Zwar spiegelt sich in ihm noch ein matter Abglanz des Jüngstvergangenen, die Lebensweise scheint wenigstens äußerlich noch bestimmte Merkmale der Renaissance aufzuweisen, aber in ihrem innersten Wesen sind die Men-

schen andere geworden. Welch ein Wandlungsprozeß hat sich vollzogen! Wo ist der großzügige, frei sich entfaltende Geist des Rinascimento? — Unterdrückt, geknechtet von einer intoleranten fanatischen Kirche windet er sich im Tode, und an seiner statt nistet in den Gemütern ein fast mittelalterlicher, kulturfeindlicher, von Jesuitenmoral genährter Daseinswille. Solange Tasso in dem Glanz des äußeren Lebens aufgeht — und dazu treibt ihn anfangs sein der Geselligkeit zugeneigtes Temperament — vermag er den in seiner Seele klaffenden Zwiespalt zu ertragen; in dem Augenblick jedoch, in dem sein reizbares, fein empfindendes Naturell sich auf sich selbst besinnt, fühlt er die ganze Schwere dieser Gegensätze, tut sich vor ihm der schwarze Abgrund auf, in den er jählings hineinsinkt, wie zweiundeinhalb Jahrhunderte nach ihm der Schwabe Hölderlin.

So schließt die grandiose, tongewaltige Symphonie der genußfrohen Renaissance, die Zeit der höchsten Salonkultur, die selbst das geselligkeitslüsterne Rokoko wohl an Feinheit der Formen, aber nicht an leidenschaftlicher Größe des Ausdrucks zu übertreffen vermochte, mit einem tiefen, schweren, traurigen Akkorde, um sich desto nachhaltiger der Nachwelt einzuprägen.

Barock.

Jedes Zeitalter hat ein bestimmtes Kavalierideal. Es formt sich nach den Bedingungen und Eigentümlichkeiten der gesellschaftlichen Kultur. Da die Damen das Gewissen dieser Kultur sind, haben sie auch Anteil an der Gestaltung jenes Ideals. Schon bei den Abendunterhaltungen in dem Schlosse zu Urbino, denen wir das Bild des vollkommenen Hofmannes der Renaissance verdanken, spürt man eine solche einflußreiche Wirkung der Frauen, denn ihnen fällt die letzte Entscheidung über die Tugenden des Kavaliers zu. Aber noch sind sie Publikum oder, besser gesagt, Schiedsrichter, die nur bei den strittigen Punkten das abschließende Wort sprechen. Hundert Jahre später verfügen sie über befehlshaberische Gewalt. Da schreiben sie selbst dem Cortegiano den Sittenkodex vor. Er wird wie im Mittelalter zu einem „cavaliere serviente" seiner Herzensdame. Aber es ist nicht das höhere Gebot der Minne, dem er gehorcht, sondern die Pflicht der Etikette. Er gleicht einer Marionette, die sich willenlos derjenigen, die die Drähte führt, zu fügen hat. Er muß ihr Gesellschaft leisten,

während sie stundenlang vor dem Spiegel Toilette macht, muß sie unterhalten mit den Neuigkeiten des Tages, muß ihr vordeklamieren oder sie mit Mandolinenspiel erheitern, kurzum muß alles tun, ihr die Langeweile zu verscheuchen. Statt der freien selbstgewählten Courtoisie zeigen vorgeschriebene steife Höflichkeitsformen ihm die Richtschnur seines Benehmens der Dame gegenüber an.

In Frankreich, in dem Lande der ausgeprägtesten femininen Kultur, lehnt man sich zuerst gegen diesen unnatürlichen Zwang auf. Die Damen selbst revoltieren. Zwar geben sie die Macht nicht aus den Händen, aber die sklavischen Fesseln verwandeln sich in zarte Rosenketten. So bleibt der Kavalier nach wie vor in ihrer Abhängigkeit; da sie sich äußerlich nicht mehr so aufdringlich fühlbar macht, gewinnt sie sogar an Festigkeit, an Einfluß. Wie vielversprechend, wie weitgehend muß dieser Einfluß sein, wenn der schlaue Mazarin ihn zu diplomatischen Zielen verwendet, wenn er, vertrauend auf die gesellschaftlichen Fähigkeiten einer französischen Dame, die Herzogin von Longueville nach dem westfälischen Städtchen Münster entsendet, um zwischen den streitenden europäischen Mächten den langersehnten Frieden zu stiften. Und der Kardinal täuscht sich nicht in seinen Erwartungen. Das gesellschaftliche Talent der bourbonischen Prinzessin erreicht mehr, als die raffinierteste Diplomatenkunst.

Der Cortegiano des französischen Barock ist der „honnête homme". In seinem innersten Wesen unterscheidet er sich kaum von seinem Renaissancevorgänger.

Nur die äußeren Vorzüge haben ein anderes Gesicht erhalten. Man verlangt von ihm überhaupt mehr Äußerlichkeit. Benehmen scheint wichtiger als Gesinnung zu sein. Daß er Pulverdampf gerochen haben müsse und ein Held sei, wird schon gar nicht mehr gefordert, wird als selbstverständlich empfunden. Aber Liebenswürdigkeit, Witz, interessante Gesten, elegante Kleidung sind neue Attribute, die man an ihm bisher noch nicht kannte. Diesen Tugenden messen die Damen des Barock, insbesondere die Pariserinnen, den größten Wert bei. Ein galanter Abenteurer sein, heißt schon zu dreiviertel das Herz der Damen erobert haben. Wem der Ruf göttlichen Leichtsinns und charmanter Liebenswürdigkeit vorausgeht, dem öffnen sich leicht die Türen der Salons. Ihm gebührt die Bezeichnung „honnête homme".

Als ein solcher vollkommener Kavalier gilt der Chevalier von Gramont, dessen liebereiches, von Frauen umkränztes Dasein Anthony Hamilton so entzückend zu schildern weiß. Sein Freund, der Graf von Bussy-Rabutin, entwirft von ihm folgendes Porträt: „Er hatte lachende Augen, eine wohlgeformte Nase, einen schönen Mund und ein Kinn, das seinem Gesicht einen angenehmen Ausdruck gab, er hatte etwas Feines, das sich nicht beschreiben läßt, in den Zügen, auch seine Gestalt wäre recht gut gewesen, hätte er sich nicht zu vorgebeugt gehalten. Er hatte einen feinen und liebenswürdigen Geist, doch machten seine Miene, seine Art zu sprechen, Dinge bedeutsam, die im Munde eines andern nichtssagend gewesen wären. . . . Er war freigebig bis zur Verschwendung, daher konnten weder seine Geliebte noch

seine Nebenbuhler je treue Diener behalten, im übrigen war er der beste Mensch der Welt. Er war der unbequemste aller Liebhaber, wenn er nicht geliebt wurde. Da er nie ernst redete, mußte eine Frau schon sehr eingebildet sein, um zu glauben, daß er sie wirklich liebte." Diese kleine Charakteristik kennzeichnet ihn am besten, den vorbildlichen Cortegiano des Barock, der unter den schönen Damen am englischen Hofe so viel Verwirrung anrichtete, den der witzige Saint Evremond trotz der moralischen Vorhaltungen, die jener ihm zuweilen machte, seinen „Helden" nannte und in einem Epitaph mit dem Verse verherrlichte: „Einen Gramont wird man immer entbehren" und von dem die alternde Ninon de Lenclos behauptete, er sei der einzige Mann, der sich bei Hofe nicht lächerlich machte.

Will man zu dem Chevalier de Gramont das weibliche Pendant finden, so fällt einem die Wahl nicht leicht. Man wird nach einer typischen Erscheinung suchen müssen, in der sich alle hervorstechenden, für jenes Zeitalter charakteristischen weiblichen Eigenschaften, Tugenden und Laster, zu einem Gesamtbild vereinigen. Saint Evremond stellt einmal eine Betrachtung über das Frauenideal auf und verleiht ihm folgende Charakteristik: eine Gestalt in „rechter Größe", mit regelmäßigen Gesichtszügen und in der Bewegung „jene leichte Unbefangenheit, die ebenso weit von allem Zwang entfernt ist wie von jener Heftigkeit, die eine Frau gleichsam aus den Hüften renkt und alles gute Aussehen zunichte macht". Ihr Geist ist umfassend, ohne allzusehr ins Weite zu schweifen, begabt mit Scharfblick und Lebhaftig-

keit; ihre ganze Persönlichkeit hat etwas Edles und Großes, ihre Natur neigt zu großzügiger Freigebigkeit; in geschäftlichen Dingen besitzt sie Gewandtheit und gesunden Sinn; sie ist fromm, jedoch ohne Bigotterie und ohne Traurigkeit; ihr größter Vorzug ist jedoch die Fähigkeit, sich stets gleich zu bleiben. Saint Evremond entdeckt allerdings bei seiner Betrachtung, daß es eine solche Frau, wie er sie sich hier in der Phantasie ausmalt, in Wirklichkeit nicht gebe, denn an allen schönen Frauen, die er gesehen, meint er, habe er neben Eigenschaften, mit denen sie glänzen konnten, auch solche entdeckt, die sie zu verhehlen Grund hatten. Der anspruchsvolle Philosoph scheint sich jedoch im Leben wenig an dieses Ideal gehalten zu haben, da er seine Neigung einer Frau schenkte, die alle diese Tugenden nur cum grano salis besaß, von den „kleinen" Lastern ganz zu schweigen.

Diese Frau ist die Nichte Mazarins, Hortense Mancini, die vollkommenste Gentildonna jener Zeit. Jeder, der gegen Ende des Jahrhunderts nach England reist, erzählt bei seiner Rückkehr von ihrer Schönheit. Für den Zauber ihrer Erscheinung spricht schon allein der Umstand, daß der Prinz von Monaco, als er auf zwei Tage in geschäftlicher Angelegenheit nach London kommt, sich durch ihre Bekanntschaft verleiten läßt, zwei Jahre dazubleiben. Oder das romantische Duell, das ihretwegen zwischen dem Chevalier von Soissons und dem jungen Schweden Banèr ausgefochten wird und mit dem Tode des letzteren endet, ein Ereignis, das so tief ihr Herz trifft, daß sie sich für einige Zeit zurückzieht und den Plan erwägt, in

ein Kloster zu gehen. Aber der Schalk Evremond hält sie zurück und versichert ihr: „Wenn die häßlichen Frauen ins Kloster gehen, dann ist das eine Eingebung Gottes, aber Sie, schönes Geschöpf, haben die Pflicht, uns ihn preisen zu lehren, indem Sie sich zeigen.“ Und sie befolgt den Rat des bedeutend älteren Freundes und stürzt sich heißhungrig in den Strudel der Geselligkeit. Als sie wieder auf dem Parkett erscheint, gerät die Londoner Eleganz außer sich vor Freude. Kokett empfängt sie deren Huldigungen, gestattet den alten Lords, ihre herrlichen dunkeln Augen anzuschwärmen, ihr leuchtendes schwarzes Haar zu bewundern und verliebte Blicke nach ihr zu werfen. In dem „kleinen Palais“ von St. James, einem reizenden, in den Parkanlagen halb versteckten Sommerschlößchen, hält sie, die entlaufene Gattin des Herzogs von La Milleraye, Hof. Hier versammeln sich ihre Freunde, und hier entfaltet sich das bunte Treiben eines Salons großen Stils. Es stört die Anwesenden nicht, daß die Zimmer einer Menagerie gleichen, daß Hunde sich unter den Tischen herumbalgen, Katzen miauen, Affen an den Wänden Turnkunststücke ausführen und Papageien den Gästen in die Ohren beißen; man nimmt diese Unannehmlichkeiten ebenso gern hin wie die Launen der schönen Gastgeberin. Es wird eifrig gespielt, Evremond „verliert edel“ oder läßt sich von der Herzogin betrügen; zuweilen wird auch musiziert oder es werden kleine Singspiele aufgeführt. Schöngeistig gibt man sich nur in intimem Kreise. Wenn Saint Evremond allein ihre Gastfreundschaft genießt, sprechen sie auch hin und wieder kluge

Worte. Dann sitzt der alternde „esprit" — so wurde er als Knabe genannt — neben ihr und darf sein Haupt auf ihre Schulter lehnen, darf den Duft ihrer Haare einatmen und darf sogar den Saum ihres Ohrläppchens küssen. Das sind Feierstunden. Meist martert die Herzogin ihn mit ihren Grillen. Doch er erträgt sie mit rührender Geduld. Seine unverbrüchliche Devise lautet: „Tuyo hasta la muerte" (Dein bis in den Tod). Fast jeder seiner Briefe schließt mit dieser Versicherung. Aber mit zunehmendem Alter werden die Launen der Herzogin immer unerträglicher. Sie greift zum Alkohol, um ihre Mißstimmung zu betäuben. Und diesem Dämon erliegt sie zuletzt. Ein sonderbarer Zufall fügt es, daß ihr Gatte, der seine flüchtige Lebensgefährtin beinahe ein Menschenalter sucht, sie im Sarge wiederfindet. Er nimmt sie wie ein Gepäck auf die Reise und führt sie fast ein Jahr lang von Ort zu Ort. Schließlich findet sie ihre Ruhestätte neben ihrem berühmten Onkel, dem Kardinal, in der Kirche des Collegs der Vier-Nationen.

Als die Herzogin von Mazarin stirbt, ist das Zeitalter des Barocks schon im Erlöschen. Die Anzeichen eines neuen Geschmacks, einer verfeinerten Grazie und einer bewußt preziösen Geselligkeit machten sich bereits überall deutlich bemerkbar. Die Herzogin selbst gehört aber noch ganz der galanten Welt des siècle Louis XIV. an. Sie und Ninon de Lenclos sind die letzten, in deren Salons die Lebensart des Barock gedeiht und der Kavaliertypus des abenteuerlustigen Literaten, wie ihn der Chevalier von Gramont repräsentiert, Figur macht. Freilich den subtilsten Ausdruck der Barockgeselligkeit darf

man in diesen Salons nicht suchen. Die literarische Bedeutung fehlt ihnen so gut wie ganz. Diese bleibt fast ausschließlich auf die großen Zentren der Pariser Geselligkeit, auf die Salons der Marquise de Rambouillet, der Madeleine de Scudéry und der Madame Sablé beschränkt.

Der Chevalier von Gramont

Stich von B. Clamp

Miß Hamilton

Stich von Gardiner nach Lely

Das Hôtel de Rambouillet.

Das Haus, in dem Cathérine de Rambouillet während der dreißiger und vierziger Jahre des 17. Jahrhunderts ihre berühmten literarischen Empfänge gab, stand in der Rue St. Thomas du Louvre, nicht weit von den Tuilerien. Der erlesene Geschmack, welcher seinerzeit der hier herrschenden Geselligkeit die Direktive gab, kündigt sich schon in der baulichen Anlage des Hauses an. Man sagt, die Marquise habe selbst den Entwurf dazu geliefert. So berichtet wenigstens ihr Intimus Tallemant de Réaux. Eines Abends soll sie, nachdem sie darüber nachgesonnen, wie sie wohl der unbequemen und für größere Gesellschaften ungeeigneten Konstruktion des Gebäudes abhelfen könnte, plötzlich ausgerufen haben: „Schnell Papier, ich hab's, was ich suchte"! Und dann sei sofort unter ihren Fingern der Plan zu dem Umbau entstanden, den man bald in Paris nachzuahmen begann. Der Marquise kam es vor allem darauf an, eine Zimmerflucht zu schaffen; darum ließ sie die Treppe an die Seite setzen und die einzelnen Zimmer durch breite hohe Türen verbinden. Um den

Räumen ein behagliches und helles Aussehen zu geben, wurden auch die Fenster dementsprechend vergrößert.

Eines dieser Zimmer erhielt ein besonderes Gepräge. Es hatte hohe, von der Diele bis zur Decke reichende Fenster, die in ihrer ganzen Breite geöffnet werden konnten und einen Ausblick auf den herrlichen, bis zu den Tuilerien sich erstreckenden Garten gestatten. An Sommerabenden strömte von hier balsamischer Duft in den hell erleuchteten Salon und schmiegte sich an die Wangen der schönen Damen, wenn sie lächelnden Blickes den abenteuerlichen Erzählungen des Chevalier von Gramont oder den geistreichen Einfällen Voitures lauschten. Alles war hier zugeschnitten auf ein gefälliges, einladendes Äußere: Wände, Möblement, Fenster und Türen. Die blaue Farbe herrschte vor. Bis dahin galten rot und holzgelb als geeignete Farben für derartige Räumlichkeiten. Hier wurde zum erstenmale eine Ausnahme gemacht. Alle Möbel waren mit blauem Samt überzogen und mit Gold und Silber verziert. Das Zimmer erhielt deswegen die Bezeichnung „blauer Salon", und unter diesem Namen behauptet es auch in der Geschichte der französischen Literatur einen Ehrenplatz.

Arvède Barine hat nicht unrecht, wenn er behauptet, Madame de Rambouillet habe den Salon erfunden. Salons gab es freilich schon bevor die Marquise ihr Haus dem geselligen literarischen Verkehr öffnete. Aber noch nie war vorher der „Salon" zu jener bewußten und selbständigen gesellschaftlichen Organisation erhoben worden, die so einflußreich in die Geschicke der Literatur eingreifen sollte. Zweifellos fällt der Marquise der größte

Anteil an der gedeihlichen Wirkung der unter ihrer Ägide entfalteten geselligen Unterhaltungen zu. Sie muß eine fein gebildete und verständige Persönlichkeit gewesen sein. Ihrer Geburt nach halb Italienerin, halb Französin, verkörperte sie in sich die Vorzüge beider Nationen: auf der einen Seite Temperament, Wissen und Lebensklugheit, auf der andern — Charme und Höflichkeit. Die politesse du cœur war eine ihrer hervorstechendsten Eigenschaften. Unauffällig wurde jeder darin unterwiesen, der bei ihr verkehrte. Vielleicht beruhte auf dieser Fähigkeit der große Zauber ihrer Erscheinung. Gesellige Zusammenkünfte fanden in Paris in verschiedenen Häusern statt — bei Richelieu im „Palais Cardinal", bei der Scudéry, bei der Marquise de Sablé — aber nirgends gewannen diese conservations eine solche weit ausstrahlende Bedeutung. Madame de Rambouillet verstand es eben am glücklichsten, die beiden Aristokratien jener Zeit, die der Geburt und die des Geistes, die bis dahin ein getrenntes Dasein führten, harmonisch zu vereinigen. Der Standesunterschied fiel fort; jeder honnête homme fand Zutritt in ihren Salon, einerlei, wo seine Wiege gestanden hatte. Aus dieser Berührung von Geburts- und Geistesadel ging eine ganz neue Kunst hervor, die Kunst der Konversation, die seitdem das Charakteristikum der französischen Salons blieb.

Worin lag das Bezaubernde dieser Konversation? — Nicht etwa in dem Unterhaltungsstoff, auch nicht in der Geschmeidigkeit und Gewandtheit, die Rede und Gegenrede dirigierten — diese Fähigkeiten hatte auch schon die Renaissance ausgebildet —, sondern in dem „jeu

d'esprit", dem geistreichen Spiel des Witzes. Vernunft war darum hier erwünschter als ausgedehntes Wissen. „Es gibt keinen Ort der Welt, wo man mehr gesunden Menschenverstand und weniger pedantisches Wesen antrifft" schrieb der Dichter Jean Chapelain einmal im Hinblick auf das Hôtel de Rambouillet an Jean Louis Guez de Balzac. Jeu d'esprit verbunden mit „urbanité", d. h. Harmonie guter Manieren (Balzac gilt als Erfinder dieses Ausdrucks) waren damals nur in dem „blauen Salon" zu finden. Die Konversation begnügte sich damit allein noch nicht. Ähnlich wie ein Jahrhundert später Gottsched und die „Deutsche Gesellschaft" in Leipzig die Vervollkommnung der deutschen Sprache anstrebten, mühte man sich bei den Zusammenkünften im Hause der Marquise bald in ernster, bald in scherzhafter Unterhaltung um die Feststellung des guten Sprachgebrauchs, des „bon usage". So anerkennenswert ein solches Bestreben an und für sich war, kann doch nicht geleugnet werden, daß auch manche Verirrungen dadurch zustande kamen, die uns lebhaft an ähnliche Verfehlungen der Deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts erinnern. Viele der hier in Mode gebrachten Worte erweckten den Eindruck des Gezierten, Ausgeklügelten, so daß die Damen, die sich mit Vorliebe solcher Bezeichnungen bedienten, mit Recht den Beinamen „précieuses" führten. Sogar Tallemant de Réaux wirft der Marquise ihre übertriebene Aversion gegen gewisse Worte vor, welche ihre „delikaten Ohren" erschreckten. Man tue nur einen Blick in das „Grand Dictionaire des précieuses", das der Geschichtsschreiber

Somaize zur Verherrlichung des Preziösentums verfaßt hat, und man wird auf die wunderlichsten Sprachgebilde stoßen. Das Wort „la main" ist den Preziösen z. B. allzu trivial vorgekommen, sie haben es durch den Ausdruck „belle mouvante" (schöne Bewegende) ersetzt; selbst ein „Lehnstuhl" genügte nicht ihrem ästhetischen Sprachempfinden; an Stelle der herkömmlichen Bezeichnung mußte eine andere treten; so hieß dieses Möbelstück fortan bei ihnen „commodité de la conversation". Wenn solche Sprachverunglimpfungen auch speziell in dem Salon der Scudéry ausgebrütet wurden, nimmt doch das Hôtel de Rambouillet ebenfalls, zwar in geringerem Maße an dem Preziösentum teil. Wie oft wurde ein an sich belangloser Stoff durch geschickte und zierliche Redewendungen zu einem anmutigen Gesprächsthema entwickelt, aber wie oft verzerrte sich auch manches Ernsthafte auf diesem Wege ins Lächerliche, bauschte sich manche Lappalie zu einem Monstrum auf. Das, was zuerst als geistreiche Spielerei begonnen hatte, artete schließlich in eine übertriebene Sucht aus, die Molière später in den „Les Précieuses ridicules" mit vollem Recht verspottete.

Das „Grand Dictionaire des précieuses" bietet jedoch in andrer Hinsicht wichtiges Material. Es enthält nämlich die „Porträte" der bekanntesten Personen, die sich in dem Salon zusammenfanden. „Ich hege eine fanatische Vorliebe für Porträte" sagt Madelon in den „Les Précieuses ridicules" und gibt damit einer allgemeinen Liebhaberei ihrer Zeit Ausdruck. Das „Porträtmalen", d. h. das lebensvolle Schildern be-

kannter Personen der Gesellschaft war eine der beliebtesten Unterhaltungen im „blauen Salon". Es konnte jeder dabei seinen Witz und seinen Scharfsinn zeigen. Allmählich ging diese Mode in die Literatur über. Manche taten es mit viel Umständlichkeit und Plumpheit, wie Madeleine de Scudéry in ihrem unverzeihlich langen Roman „Artamène ou le grand Cyrus", dessen siebenter Band die Porträtgalerie der Gäste des Hôtel Rambouillet schauen läßt. Manche brachten es jedoch in dieser literarischen al fresco Kunst zu einer großen Fertigkeit, wie zum Beispiel La Bruyère.

Die Anfänge dieses immerhin geistreichen Gesellschaftsspieles liegen weit zurück. Man begegnet ihnen schon bei den Soireen im Schlosse zu Urbino. Nur fehlte noch dort jener kecke, fein pointierende Humor, der einzig dem gallischen Geiste eigen ist. Mit einiger Phantasie wird man sich leicht in die Art solcher Unterhaltungen hineinversetzen können. Bestimmte Aufgaben, die an den Verstand des Einzelnen appellieren und durch die Art, wie sie gestellt sind, zum Wetteifer anreizen, bereiten immer Amüsement, namentlich wenn sich in dem Kreise Witzbolde von der Art Chapelains, Voitures oder Scarrons befinden. Madame de Rambouillet muß es trefflich verstanden haben, in dieser Weise anregend auf ihre Gäste zu wirken. Sie liebte es, solche Aufgaben zu stellen. Zuweilen wurden sogar Vasen mit Blumensträußen hereingebracht, damit Gelegenheit zu einer Aussprache über die Wunder der Natur geboten wurde. Etwas Ähnliches geschah bei der Holländerin Anna Maria

Schurmanns, die im Frühjahr ihre Gäste in den Garten lud, um über die neuen Blüten zu diskutieren.

So mannigfaltig auch die Formen der Unterhaltung im Hôtel de Rambouillet waren, so beruht doch die Bedeutung dieses Salons in erster Linie auf der Literatur, die ihm ihre Entstehung verdankt oder, sagen wir besser, die durch ihn als reif für die Öffentlichkeit zensiert wurde. Molières Mascarill hat nicht so unrecht, wenn er behauptet: „Es ist nämlich hier Sitte, daß die Autoren ihre neuen dramatischen Erzeugnisse zuerst uns Leuten von Stand vorlesen, damit wir sie schön finden und ihnen Ruf verschaffen. Ich brauche Euch wohl nicht zu sagen, daß, wenn wir ein Stück protegieren, das Parterre sich nicht mehr mucksen darf; und wenn ich einem Dichter mein Wort gegeben habe, rufe ich schon Bravo, ehe noch die Lichter angezündet sind." Natürlich haben viele kleinen Geister zu diesem billigen Mittel gegriffen, um auf leichte Weise sich den Weg in die Öffentlichkeit zu ebnen. Aber den Größern lag eine solche Absicht fern. Ihnen kam es nur auf das Urteil dieser illustren Gesellschaft und vor allem der schöngeistigen Damen des Kreises an, denn François de Malherbe hatte die Forderung aufgestellt, die Dichter dürften nichts sagen, was die Frauen nicht verstehen könnten, und an dieser Maxime wurde streng festgehalten. Daß die Grenzen des weiblichen Verständnisses hier nicht zu eng bemessen waren, geht aus dem Beifall hervor, den Descartes „Discours de la méthode" im „blauen Salon" fand. Andrerseits gab es auch Dichter, die gar kein Gewicht auf das Urteil der preziösen Damen legten. Ein solcher

war zum Beispiel Pierre Corneille. Als dieser seinen „Polyeucte" im „blauen Salon" vorlas, rieten ihm die Zuhörer dringend ab, das Stück auf die Bühne zu bringen. Der sonst schüchterne Mann ließ sich jedoch keineswegs durch die Meinung der Gesellschaft in seiner Absicht hemmen. Er brachte den „Polyeucte" auf die Bühne, und der Erfolg der Aufführung bewies, daß man sich diesmal gründlich im Hôtel Rambouillet getäuscht hatte.

Aber selbst in den Tragödien Corneilles macht sich der Einfluß des Salons fühlbar. Es ist dessen geistige Atmosphäre, die befruchtend auf den Dichter einwirkt und die im Hintergrunde seiner Dichtungen sichtbar wird. Der politisch-weltmännische Ton, in dem sich die Helden im „Cinna" oder im „La mort de Pompée" unterhalten, hat seinen Boden in der Konversation des „blauen Salons", ebenso wie die Romane La Caprenèdes und der Scudéry jenen Kreis widerspiegeln. Er sind unauffällige, zarte Huldigungen an die Gesellschaft des Hôtel de Rambouillet. Hier verbindet sich der Klassizismus mit der verfeinerten Galanterie und Courtoisie mittelalterlicher Frauenverehrung und Ritterlichkeit. Auffälliger tritt dieses Prinzip in den unzähligen Vershuldigungen zutage, welche die Schöngeister, in dem Reichtum der Formensprache miteinander wetteifernd, den beteiligten Damen des Salons darbringen, eine Mode, über die der boshafte Molière in den „femmes savantes" seinen Spott ausgoß. Die Szene ist so bezeichnend für das dichterische Huldigungstreiben des Salons überhaupt, daß sie nicht umgangen werden darf:

Ninon de Lenclos

Unbekannter Stich

Die Herzogin von Mazarin

Stich von G. Valck nach Lely

Vadius: Ein Fehler der Autoren ist's, daß sie,
Im Vortrag ihrer Verse unermüdlich,
Bei Tisch, im Boudoir, wie im Palast,
Die Unterhaltung zu beherrschen trachten.
Nach meiner Ansicht ist nichts kläglicher,
Als ein Autor, der stets um Weihrauch bettelt,
Der, wen er trifft, gleich festhält an den Ohren,
Und ihn zum Märtyrer sich oft erkiest.
Fern war mir stets solch törichtes Bestreben,
Und einverstanden bin ich mit dem Griechen,
Der seinen Weisen durch Gesetz ausdrücklich
Verbot, die eignen Werke vorzulesen. —
Hier hab ich ein Gedicht für Liebende,
Worüber gern ich Ihre Meinung hörte.

Trissotin: Ganz unvergleichlich schön sind Ihre Verse!

Vadius: Den Ihren lächeln Venus und die Grazien.

Trissotin: Sie haben feine Wendung, schöne Sprache.

Vadius: Bei Ihnen herrschen Ethos stets und Pathos.

Trissotin: Eklogen gibt's von Ihnen, die an Reiz
Virgil und Theokrit noch übertreffen.

Vadius: Wie sanft und edel Ihre Oden klingen,
Horaz bleibt hinter Ihnen weit zurück.

Trissotin: Gibt's Süßeres, als Ihre kleinen Lieder?

Vadius: Kennt man Sonette, die den Ihren ähnlich?

Trissotin: Nichts gleicht an Anmut Ihren Rundgesängen!

Vadius: Nichts ist so geistreich wie Ihr Madrigal!

Trissotin: Entzückend sind Sie als Balladendichter!
Vadius: Anbetungswürdig Sie in bouts-rimés.
Trissotin: Wenn Frankreich Ihren Wert zu schätzen wüßte ...
Vadius: Wär' das Jahrhundert dem Genie gerecht...
Trissotin: In goldner Kutsche sähe man Sie fahren!
Vadius: Man würde Ihnen Statuen errichten.

Man sieht aus dieser Szene, die eine tüchtige Dosis Lebenswahrheit enthält, wie sehr es den damaligen Dichtern darauf ankam, in neuen Strophen- oder Reimformen zu glänzen. Die Form erlebt in Frankreich einen bis dahin noch nicht gekannten Triumph. Sie stellt den Inhalt völlig in den Schatten. Das Schöpferische geht wohl dabei verloren, aber die Sprache gewinnt an Feinheit und Reichtum des Ausdrucks. Es kam so weit, daß jeder Dichter irgendeiner bestimmten Gedichtform den Vorzug gab, und in dieser dann als Meister ausgeschrien wurde. François de Malherbe, der in der Glanzzeit des „blauen Salons" schon alt und hinfällig war, lebte noch von dem Ruhm seiner Oden und besang die Marquise als „Arthenice", „zu der seine entzückte Seele wie zu einem Polarstern aufblickte". Antoine de la Sablière trug mit Stolz den Ruf des großen französischen Madrigaldichters. Er mußte ihn jedoch bald mit Charles de Montausier teilen, als dieser Julie, die älteste Tochter der Marquise, in einer Reihe schwärmerischer Madrigale besang, die, auf 29 blumengeschmückte Blätter sorgfältig geschrieben, der jungen Schönen feierlichst von ihm überreicht wurden. Claude de Malleville

meisterte das Sonett und Abbé Gotin brachte das Rondeau in Mode.

Die Prosaisten standen hinter den Verskünstlern an Vielseitigkeit ihrer Leistungen nicht zurück. Jean Louis Guez de Balzac nahm als Begründer der französischen eleganten Prosa eine gefeierte Stellung ein. Seine Briefe waren eine Zeitlang das „angenehmste Geschenk, das der Liebende der Geliebten darbringen konnte". Aber der akademische Geist, der sie beherrscht, und den auch die „œuvres diverses", die Balzac für Madame de Rambouillet verfaßte, nicht verleugnen, machte seine Schriften doch zu einem etwas schwerfälligen Lesefutter, das nicht ganz dem Geschmack der Preziösen entsprach. Es herrschte in ihnen allzuviel Würde und Feierlichkeit. Kein Wunder, daß die liebenswürdigen, über kleine Erlebnisse und gesellschaftliche Ereignisse leicht und amüsant plaudernden Briefe Vincent Voitures mehr Anklang fanden. Mit ihnen schmeichelte er sich in die Herzen der Damen hinein. Es gab eine Zeit, in der Voiture der Liebling des „blauen Salons" war. Von keinem nahmen die Damen die Komplimente so gern entgegen, wie von diesem ehemaligen Soldaten und politischen Verschwörer, dessen abenteuerliches Leben schon an und für sich einen gewissen Reiz gewährte. Einen solchen unterhaltenden Plauderer besaß die Gesellschaft auch in dem Freunde der Marquise, Tallemant de Réaux. Wie kaum einer seiner Zeitgenossen hat er den geselligen Geist des Barock zu erfassen, wie wenige, ihn zu schildern gewußt. In seinen „Historiettes" spiegeln sich wohl am deutlichsten alle jene Gestalten wieder, die in dem

Hôtel de Rambouillet ein- und ausgingen, während die „Histoire amoureuse des Gaules" des Grafen von Bussy eigentlich nur Klatschgeschichten und Intimitäten aus dem Hofleben enthält, die jedoch wegen ihres pikanten Beigeschmacks und wegen der schönen, eleganten, witzigen und gesellschaftlich hoch angesehenen Persönlichkeit ihres Verfassers, in heimlichen Abschriften von Hand zu Hand ging. Man war damals sehr abwechslungsreich in der Wahl der Lektüre. Dasselbe Salonpublikum, das die lasziven Enthüllungen des Grafen von Bussy gierig verschlang, berauschte sich ebenso gern an der Gedankentiefe der scharfsinnigen „Maximes" von François de la Rochefoucauld, dem unzertrennlichen Freunde der Marquise de Sablé und der eifrigsten Stütze ihrer „Schule der Empfindsamkeit und höherer Eleganz". Dieser Dichterphilosoph mit dem „schwimmenden" Geiste (esprit flottant) spielte in den Pariser Salons ungefähr die gleiche Rolle, die der Graf Castiglione in Urbino für sich in Anspruch genommen hatte. Er ist der Theoretiker des verfeinerten gesellschaftlichen Tones. „Damit die Geselligkeit behaglich bleibt, muß jeder seine Freiheit bewahren," heißt es in einer seiner Betrachtungen; „man muß sich besuchen dürfen oder nicht, ohne Unterordnung, um sich zusammen zu unterhalten oder selbst, um sich zusammen zu langweilen. Man muß so viel wie möglich zur Unterhaltung der Leute beitragen, mit denen man leben will". Eine charakteristische Devise für den Pariser Salon des 17. Jahrhunderts.

La Rochefoucauld war stets in der Nähe der Marquise de Sablé zu finden. Obgleich diese merkwürdige, zwi-

schen religiöser Sentimentalität und sinnensprühender Daseinsfreude hin- und herpendelnde Frau einen schöngeistigen Kreis in ihrem Hause an der Place Royale versammelte, war sie doch auch ein häufiger Gast bei ihrer Freundin, der Marquise de Rambouillet. Sie und Madeleine de Scudéry, deren „carte de Tendre" damals jeder Kavalier studierte, um sich in die Geheimnisse der Liebe einzuweihen, verkehrten von den Damen am häufigsten im „blauen Salon". Hier konnte man Anne Geneviève de Bourbon, die zweite Gattin des Herzogs von Longueville antreffen, dieselbe, die den Frieden von Münster stiften half und die von La Rochefoucauld eine Zeitlang leidenschaftlich geliebt wurde. Die energische Prinzessin, die „unschuldige Vergnügen nun einmal nicht liebte", ließ ihn auch in die Unruhen der Fronde hinein, durch die er beinahe seine Augen einbüßte. Schwer verwundet darniederliegend, dichtete er, ihrer gedenkend, folgende Verse:

„Damit ihr Herz mein eigen sei,
Denn damals kannt' ich sie noch nicht,
Stand ich gen meinen König auf,
Verlor darob mein Augenlicht."

Die Unruhen der Fronde zerstreuten die Teilnehmer des Hôtels de Rambouillet. Eine Stätte, wo Geselligkeit als Höhepunkt des Daseins empfunden wurde, hörte auf zu existieren. Eine neue Ära der Literatur und gesellschaftlichen Kultur war mit ihr ins Leben gerufen worden, und man kann wohl sagen, daß keiner der gleichzeitigen oder späteren französischen Salons je einen solchen Glanz erreichte.

La belle Ninon.

„Nichts ist schönen Frauen so natürlich, als daß sie an ihrer Schönheit auch Gefallen finden: sie gefallen zunächst sich selbst, die Männer kommen später. Sie sind immer die ersten, die sich liebenswürdig finden und sich lieben. Solche Liebe ist süß, wenn sie auch kein tiefes Gefühl erweckt: denn die Eigenliebe schmeichelt nur, fremde Liebe wird empfunden." Mit diesen Worten beginnt der geistreiche Essayist und amüsante Plauderer Saint Evremond sein Traktat „Über die Freude, welche die Frauen an ihrer Schönheit haben". In einem bewußten sicheren Tone, der auf reiche Erfahrungen schließen läßt, setzt er dann seine Betrachtungen über die Eitelkeit der Frauen fort und gelangt dann zuguterletzt zu der Folgerung: „Die Natur läßt es zu, daß ein Mensch aus Liebe zu Gott sich selbst zerstöre, — aber der geringsten Beeinträchtigung der Schönheit widersetzt sie (die Frau) sich durch eine Regung der Eigenliebe, die nicht von ihr zu trennen ist. Wohin eine schöne Frau sich zurückziehen, in welcher Lage sie immer sich befinden mag, der Reiz ihres Leibes wird ihr teuer sein.

Teuer auch in der Krankheit, und wenn die Krankheit zum Tode führt, wird ihr letzter Seufzer weniger dem Verlust des Lebens als dem ihrer Schönheit gelten."

Schönheit war in der Tat für die Frauen des 17. Jahrhunderts das teuerste Gut. Saint-Evremond, der Freund der beiden schönsten Damen seiner Zeit — Ninon de Lenclos und Hortense Mancini — hatte im Umgang mit ihnen die beste Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie hoch dieser Vorzug der Natur damals bewertet wurde. Ninon empfindet ihr heranbrechendes Alter geradezu als eine Qual, weil sie ihre Schönheit dabei einbüßt. Wenn sie auf die Brille, die sie ihrer schwachen Augen wegen tragen muß, zu sprechen kommt, so scheint es fast, als krampfte sich ihr dabei das Herz zusammen. „Wenn man mir einst ein Leben vorhergesagt hätte, wie ich es jetzt führe, hätte ich mich aufgehängt," schreibt sie an ihren Freund. Und die Nichte Mazarins, Hortense Mancini, wollte durchaus als schönste Frau sterben und starb deswegen so früh. Beinahe wie ein Selbstbekenntnis klingt es aus dem Briefe, in dem Ninon dem trauernden Evremond ihre Teilnahme zum Tode der angebeteten Frau ausspricht: „Ich wünschte so wie Sie, Frau Mazarin hätte das Leben an sich geliebt und nicht so sehr an ihr Angesicht gedacht, das immer reizend geblieben wäre, wenn es auch etwas von seinem Glanz eingebüßt hätte und die freundliche Vernunft an die Stelle getreten wäre."

Wie die Herzogin von Mazarin eine Zeitlang als schönste Frau Londons gefeiert wurde, so genoß Ninon den Ruf der schönsten Frau Frankreichs. Ihr Bild, das

die Nachwelt in der Erinnerung festhält, entspricht nicht im geringsten der Wirklichkeit. Sie schwebt den meisten als eine grande amoureuse vor, deren Lebensaufgabe darin bestanden hat, durch raffinierte Koketterie Verehrer anzulocken, ihre Liebesleidenschaften zu entfesseln und dann, wenn diese lichterloh brannten, schadenfroh sich an diesem Brand zu weiden, oder kalt und herzlos die Opfer ihren Qualen überlassend, nach neuen ihre Fangarme auszustrecken. Zu einem Vampyr in Menschengestalt hat die Phantasie, haben vor allem klatschsüchtige Matronen und eifernde Moralisten diese Frau gemacht. Daß sie keineswegs ein solch schönes Ungeheuer gewesen ist, wird durch mehr als ein Zeugnis belegt. Sie sah entzückend aus — das war vielleicht ihr größtes Verbrechen. Noch als alte Frau mit Haube und Brille hat sie etwas ungemein Bestrickendes und Anmutiges in ihrem Äußern und Wesen. Freilich eine Tugendheldin ist sie auch nicht gewesen. Wo hätte man wohl damals in der großen Gesellschaft eine solche finden können? In ihrer Jugend hat sie einen recht lockeren Lebenswandel geführt, später wurde sie gesitteter, ja, sie zog sich sogar für eine Zeit ins Kloster zurück, was jedoch einen solchen Sturm der Entrüstung unter ihren Verehrern hervorrief, daß diese sie um jeden Preis herauszuholen beschlossen, selbst wenn sie das Kloster anzünden müßten. Als Ninon darauf zu den Nonnen von Lagny aufs Land flüchtete, folgte ihr auch dorthin der Schwarm und belagerte vom Morgen bis zum Abend das düstere Verließ, in dem sie Frömmigkeit lernte. Sie hielt es auch nicht lange aus, denn

Saint Evremond

Stich nach einem Gemälde von Parmentier

sie war ein zu verhätscheltes Kind der Welt, um in der Einöde ein Büßerdasein zu fristen. „Sie sind geboren Ihr ganzes Leben zu lieben" schreibt ihr einmal Saint Evremond, der gewiß am besten von allen Zeitgenossen ihre Seele durchschaute. In der Tat, ihr ganzes Leben gleicht einer Rosenkette von zarten Herzensbündnissen. Dauer in der Liebe war ihr fremd. Dem Herrn von Rambouillet versprach sie einmal drei Monate treu zu bleiben, aber sie fügte gleich hinzu, daß dies schon eine Ewigkeit für sie sei. Hatte sie jedoch jemand wirklich in ihr Herz geschlossen, dann konnte sie sogar Torheiten begehen, zum Beispiel ihr schönes Haar abschneiden, wie sie das für den Marquis Vilarceaux getan hat, damit er nicht an ihrer Liebe zweifle. Viele ihrer Freunde, erzählt ein Verehrer, seien nie ihre Liebhaber, und sie habe ihr Schifflein so geschickt auf dem Strom der Liebe lenken können, daß alle, die ihrer Neigung sich erfreut hatten, ihre Freunde geblieben seien. Sie wußte Freund und Liebhaber sehr gut voneinander zu unterscheiden und jeden seiner Stellung gemäß zu behandeln. „Der Ruf Ihrer Rechtschaffenheit ist besonders darauf gegründet," heißt es in einem Briefe Saint Evremonds, „daß Sie Liebhabern Widerstand zu leisten gewußt, die sich das Geld Ihrer Freunde ganz gern zu Gemüte geführt hätten. Gestehen Sie uns alle Ihre Leidenschaften ein: Sie setzen dadurch erst Ihre Tugenden ins rechte Licht." Und gleich darauf entwirft Saint Evremond in Versen ein vollständiges Charakterbild von Ninon, das, da es außerordentlich zutreffend ist, hier nicht fehlen soll:

Man fand Sie leicht in Ihrer Liebe,
Doch Ihre Freundschaft war ein sich'rer Hort,
Der Göttin Launen lenkten Ihre Triebe,
Doch jeder Freund verließ sich auf ihr Wort.
Die ersten nennen Sie die Ungetreue
Und zürnten bitter stets, wenn eine neue
Entfachte Flamme Sie aus ihren Armen
Gerissen, um beim Nächsten zu erwarmen:
Die andern priesen Ihre sich're Treue!
Und so erschienen Sie der großen Menge
Lustreich und schönheitsvoll wie Helena,
Den andern aber stand in röm'scher Strenge
Ninon gleich dem Gesetz der Ehre da!
Als Klosterschwester hätten sicherlich
Gefunden Sie der Liebeswege Schlich,
Doch hätte man, die Kasse zu verwalten,
Für sich'rer als die Frömmste Sie gehalten."

Es wäre keineswegs richtig, anzunehmen, Ninon hätte ihr ganzes Sinnen und Trachten ausschließlich auf ihre Liebschaften gerichtet. Ihre Briefe verraten Wissen und Bildung. Und schließlich deutet auch ihr Verkehr mit so vielen bedeutenden Persönlichkeiten ihres Zeitalters auf mannigfaltige höhere Interessen ihrerseits. Sie hätte sich sonst kaum die Achtung der Königin Christine erworben, die sogar behauptete, das einzige, was dem roi soleil fehle, sei der Umgang mit Ninon. Dieser Ausspruch zeigt, welche Wichtigkeit die Königin dem Einfluß Ninons beimaß. Gleichzeitig weist er auch auf die Fähigkeiten hin, durch die diese „fille la plus

étonnante du siècle" — wie der geistreiche Dichter Scarron sie nannte — im Salon zu glänzen wußte.

Ninons Haus stand in der Rue des Tournelles, dem jetzigen Boulevard Beaumarchais. Zu ebener Erde befand sich ein geräumiger Saal, der häufig zu Theateraufführungen benutzt wurde. Sogar Molière trat hier mit seiner Schauspielertruppe auf und fand Zuschauer mit feinsinnigem Verständnis. Die für Assembleen und Gesellschaften bestimmten Räume lagen im ersten Stock. Wie bei der Marquise de Rambouillet die blaue Farbe dominierte, trat hier die gelbe auffällig hervor, wenigstens in dem Hauptzimmer, das darnach auch den Namen „gelber Salon" erhielt. An diesen großen Raum schloß sich noch ein kleineres, behaglich eingerichtetes Boudoir, die sogenannte „chambre des élus", in dem Ninon ihre bedeutendsten und intimsten Freunde zwischen 5 und 9 Uhr nachmittags zu empfangen pflegte. Eine fröhliche Gesellschaft kam hier gewöhnlich zusammen. Man neckte einander, witzelte über Literaten und Mode, sprach sehr viel über Philosophie, aber noch viel mehr über die Liebe. Auch kokettierte man gern mit dem Freidenkertum, was damals durch den Streit über die Gnade zwischen Jansenisten und Jesuiten Mode geworden war. Scherz und Witz regierten das Gespräch. Der Ernst war hier verbannt. Es kam vor allem darauf an, schöne Worte für die Unterhaltung zu finden. Aber dabei mußte jedes Prezïösentum sorglich vermieden werden. Mehr als auf die Klugheit der Worte, mußte man auf die Anmut, sie

auszusprechen, acht geben. Lebenskunst wurde mehr getrieben als Literatur.

Ninon de Lenclos spielte in Paris ungefähr dieselbe Rolle, die seinerzeit Veronika Franco in Venedig zugefallen war. Ihr Salon galt als eine Schule des guten Tones. Hier konnte der Kavalier Sitte, feines Benehmen und gewandte Unterhaltung lernen. Es ging auch wirklich sehr sittlich in der „chambre des élus" zu. Tallemant de Réaux behauptet wenigstens: „Nicht der eingebildetste Herr des Hofes dürfte sich dort gegen irgendjemand eine Freiheit oder Unart erlauben." Ninon war sehr wählerisch in ihrem Verkehr. Sie mußte sehr darauf halten, da die Minister und höchsten Würdenträger häufig bei ihr zu Gast waren, und es obendrein nicht selten vorkam, daß selbst ein gekröntes Haupt sie in ihrem Boudoir aufsuchte.

Eine große Vorliebe besaß sie für Sonderlinge. In ihren Altersbriefen gedenkt sie öfter der verschiedenen Originale, mit denen sie verkehrt hat, und deren Andenken ihr mehr Vergnügen mache, als die Gegenwart vieler Leute. Eines dieser Originale war der verkrüppelte Dichter Scarron, der sein Dasein mit ironischem Spott ertrug. Er war das Opfer eines Quacksalbers geworden. Außerdem litt er an einem Gebrechen, das die meisten Literaten haben: an chronischem Geldmangel. Dem alten Krüppel fiel es obendrein noch ein, ein hübsches siebzehnjähriges Mädchen zu heiraten, das ihn auf Schritt und Tritt hinterging. Niemand ahnte damals, daß diese kleine, leichtfertige Schöne einmal eine große Macht-

stellung als Frau von Maintenon und Geliebte Ludwigs XIV. bekleiden würde.

Der andere von Ninons bevorzugten Freunden, dem sie bis in ihr spätes Alter ihre Freundschaft bewahrte, war Saint Evremond. Als der witzige und kluge Literat wegen seines an den Marquis von Crequi gerichteten spöttischen Briefes über den Pyrenäischen Frieden aus Frankreich geflohen war und sich in London ein selbstgewähltes Exil geschaffen hatte, dessen Last ihm jedoch die schöne Mazarin erleichtern half, blieb Ninon immer noch seine Herzensvertraute. Dieser Briefwechsel läßt uns einen tiefen Blick in die Seele der vielgeschmähten Ninon tun und zeigt, wie unrecht aller lose Klatsch über sie war. Immer wieder bricht aus den Briefen die Erinnerung hervor an die schönen Tage, die Evremond in ihrem Hause verlebt hat. „Ich trachte die Flauheit meiner alten Tage durch die Erinnerung an meine jungen Jahre, den Traum vergangenen Feuers, zu beleben." Und die alternde Freundin schreibt ihm darauf, daß sie ihn immer noch zärtlicher liebe, als die Philosophie es gestatte. Zuweilen schickt ihr auch Evremond kleine Aufmerksamkeiten in Form von Wein und Tee. Dann gedenkt er wieder der üppigen Mahlzeiten, die er einst mit Ninon eingenommen hat. „Wenn Sie hier gewesen wären, wir hätten Mahlzeiten geführt, die der vergangenen Zeit würdig gewesen wären." Auch Ninon hat Sehnsucht, mit dem Freunde wieder zu soupieren. Aber gleichsam zur Entschuldigung, als ob sie sich schämte, daß sie sich nach solchen materiellen Genüssen sehne, fügt sie hinzu: „Ist das nicht ein irdisch grober Wunsch,

der Wunsch nach einer Mahlzeit? Der Geist hat sehr viel vor dem Körper voraus: dennoch gewährt uns der Körper auch kleine, feine Genüsse, die sich wiederholen und der Seele über ihre traurigen Gedanken hinweghelfen." Beide trösten sich damit, daß die Genüsse des Essens die der Liebe zu ersetzen beginnen. Ninon beneidet Evremond um seinen guten Magen, der trotz seiner 80 Jahre noch Austern zum Frühstück verträgt. Und Evremond dichtet triumphierend:

„Ein köstlich Ding ist doch ein guter Magen!
Wer den besitzt, kann hundert Jahr' ertragen."

Die nordische Pallas in Rom.

Es muß ein wunderlieber Anblick gewesen sein: Exkönigin Christine von Schweden in Ninons Salon. Eine Virago inmitten eleganter Pariser Damen. Wie mögen sie die Augen aufgerissen haben, als sie in ihrem absonderlichen Kostüm zum erstenmal sich ihnen präsentierte — in dem schlottrigen, bis an die Knie reichenden Atlaskaftan, den sie fast überall trug, in dem durchsichtigen Röckchen, das so indiskret die Strümpfe durchschimmern ließ, und in dem zerzausten kurzgeschnittenen Haar, das manchmal tagelang nicht gekämmt wurde! In der Tat eine merkwürdige Erscheinung, wohl geeignet, das Erstaunen der zierlichen, à la mode gekleideten Pariserinnen wachzurufen und ihnen Gelegenheit zu mokanten Bemerkungen zu geben. Den scharf beobachtenden Augen Christinens ist dieses Getuschel gewiß nicht entgangen, aber es schüchterte sie keineswegs ein, im Gegenteil reizte sie nur zu noch größerer Exzentrizität. In ihrer nonchalanten Art gebärdete sie sich wie ein flegelhafter Knabe, streckte die Beine von sich, nahm ungeziemende Stellungen ein, führte mit ihrer

tiefen männlichen Stimme überall das Wort, lachte ungebührlich laut, seufzte maniriert, kurzum tat alles im Übermaß und gegen den gesellschaftlichen Ton. Viele wollten es kaum glauben, daß sie die emeritierte Königin von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs sei. Mademoiselle de Montpensier hielt sie für einen hübschen kleinen Jungen, der Frauenkleider angezogen hatte. Kein Wunder, daß die französischen Damen — zum großen Ärger Christinens, die gegen ihr Geschlecht nicht sonderlich wohlgesinnt war — sie mit ihren Küssen bestürmten, so daß die Königin einmal ungehalten ausrief: „Welche Wut haben diese Damen, mich zu küssen! Kommt es daher, daß ich einem Manne ähnlich sehe?"

Sie ähnelte allerdings mehr einem Jüngling als einer Frau. Diesen Eindruck rief nicht allein ihre Kleidung hervor — sie trug sogar nach männlichem Schnitt gemachte Hemden und kam infolgedessen nicht in Verlegenheit, ohne Hemd zu bleiben, als Innocenz XI., an den tiefen Décolletés der Römerinnen Anstoß nehmend, alle Damenhemden bei den Wäscherinnen Roms konfiszieren ließ —, ihr ganzes Äußere, Gesicht und Gestalt, hatten etwas Unweibliches. Dazu kamen ihr männliches Auftreten und ihre mancherlei Passionen: Jagd, Reiten, Krieg; soll sie doch auch geäußert haben, ihr sehnlichster Wunsch wäre, einer Schlacht beizuwohnen. In ihren Liebschaften — und es sind ihrer ziemlich viele — verleugnete sie jedoch nicht die Tugenden und Schwächen eines Weibes. Hier war sie empfindsam, hingebungsvoll, aber auch kokett und verschlagen. Sie konnte sich zur blinden Sklavin

Königin Chriſtine von Schweden

Stich von L'Armeſſin

eines geliebten Mannes machen, aber zur Heirat hätte sie sich nie entschlossen, schon einfach aus dem Grunde, um ihre persönliche Freiheit, die ihr als höchstes galt, nicht zu verlieren. Am tiefsten war augenscheinlich ihre Neigung zu dem Kardinal Decio Azzolino, einem feingebildeten, sympathischen, etwas vorsichtigen, auf seinen moralischen Ruf sorgsam bedachten Herrn. Das verraten die Briefe, die sie von ihrer Reise an ihn schrieb. Untröstlich war sie, wenn eine Nachricht von ihm ausblieb; dagegen freute sie sich unbändig über jede Szene aus einer Komödie oder jedes Sonett, die der Kardinal, der in seinen Mußestunden auch dichtete, ihr zusandte. Christine hat ihre Liebe zu dem Kardinal in einer Medaille verherrlicht und ihn sogar zu ihrem Erben eingesetzt. Er konnte sich leider der Erbschaft nicht freuen, da er zwei Monate nach ihrem Tode starb.

Am wohlsten fühlte sich Christine im Umgang mit klugen Männern. Wie sie schon als regierende Königin ihr höchstes Glück in Unterhaltungen mit Gelehrten und Philosophen empfunden hatte, so empfand sie auch später an dieser Beschäftigung eine aufrichtige Freude. Als sie in Paris war, umlagerte sie ein Schwarm von Dichtern und Gelehrten, die ihr Huldigungsgedichte und eigene Werke überreichten und sich glücklich priesen, von ihr ins Gespräch gezogen zu werden. Und so wußte sie auch später in Rom einen Kreis bedeutender Männer um sich zu scharen, der sich zu einer ansehnlichen Gelehrtenvereinigung ausbildete, die unter dem Namen „Arcadia" auch noch viele Jahre nach Christinens Tod fortbestand.

Eine Zeitlang war Christine in Paris wegen ihres exzentrischen Benehmens Gegenstand lebhaftesten Interesses. Da man sich jedoch bald an sie gewöhnt hatte, flaute ihre Aktualität bedenklich ab. Auch der Regierung wäre es lieb gewesen, wenn sie ihre Sachen gepackt und Paris wieder den Rücken gekehrt hätte, zumal sie den sehr abenteuerlichen Plan spann, die Spanier aus Neapel zu verjagen und selbst den Thron dieses südlichen Königreiches einzunehmen.

Solche kühne Projekte spukten beständig in Christinens Hirn. Einmal plante sie eine kriegerische Aktion aller christlichen Herrscher gegen die Türken, ein anderes Mal wollte sie ihrem eigenen Vaterlande Pommern entreißen; auch auf den Thron Polens lenkte sie ihre Gelüste. Kurzum sie war stets voll Unternehmungsgeist und Unruhe und lebte immer in dem Glauben, alle müßten unbedingt auf ihre Absichten eingehen. Sie selbst besaß weder Mittel noch Macht, solche kühne und verwegene Aventiuren ins Werk zu setzen. Vor allem fehlte ihr das notwendige Geld dazu. Ihre Apanagen aus Schweden trafen unregelmäßig, manchmal auch gar nicht ein, und da sie einen sehr kostspieligen Haushalt führte, befand sie sich in steter Geldverlegenheit, aus der sie sich nur durch Versetzen ihrer Sammlungen und Kostbarkeiten zu helfen vermochte. Einmal mußte sogar ihr Krönungsmantel ins „Monte di Pieta", das römische Leihhaus, wandern. Wenn alle Pumpversuche fruchtlos blieben, rief sie die Alchemie zu Hilfe, sperrte sich stundenlang mit ihrem Freunde Azzo-

lino in ihr Laboratorium ein und trachtete auf diesem Wege das ersehnte Gold zu erlangen, natürlich ohne Erfolg.

Der neapolitanische Feldzugsplan war Christine so zu Kopf gestiegen, daß sie eines schönen Tages kurz entschlossen Paris verließ und nach Italien ging, um die Vorbereitungen dafür zu treffen. Ihre Absicht, Mazarins Unterstützung zu finden, hatte nicht zu dem gewünschten Erfolge geführt. Der schlaue Kardinal war wohl scheinbar auf ihre Vorschläge eingegangen, aber er hatte ihr weder Geld noch Soldaten zur Verfügung gestellt. Trotzdem glaubte Christine, der Hilfe Frankreichs sicher zu sein. Innerlich mag Mazarin sich gefreut haben, daß er den unbequemen Gast endlich los war. Die Freude währte leider nicht lange. Christine erschien abermals in Paris, nachdem sie einen sehr vergnügungsreichen Winter in Pesaro verbracht hatte. In der Reichsmetropole wollte sie Uniformen ankaufen und alle Vorkehrungen für die bevorstehende Campagne treffen. Da ereignete sich ein Vorfall, der in Paris die größte Verstimmung gegen die Exkönigin hervorrief und der auch auf sie selbst ein sehr schlechtes Licht warf.

Christine hatte ihren Oberstallmeister, den Marchese Monaldesco, des Verrates überführt, d. h. sie hatte entdeckt, daß er durch gefälschte Briefe den in Rom weilenden Großkämmerer der Königin Santinelli verdächtigte, Veruntreuungen begangen und Beziehungen mit den Spaniern unterhalten zu haben. Die Wut Christinens ob dieser Entdeckung kannte keine Grenzen. Alle Bitten des Schuldigen, seiner Freunde und seines Beichtigers halfen nichts; Monaldesco mußte den Tod er-

leiden. Santinellis Bruder Ludovico übte mit grausamer Hand das Henkeramt. Daß dieser innerhalb Frankreichs Grenzen ohne Befragung der Regierung ausgeführte Mord einen schlechten Eindruck machen mußte, wird niemand überraschen. Man suchte wenigstens den wahren Sachverhalt zu vertuschen, indem man Monaldescos Tod als die Folge eines Streites hinstellte. Aber Christine wollte ihr Verbrechen gar nicht verhehlen und brüstete sich überall gar mit ihrem Gerechtigkeitssinn. Mazarin sah ein, daß es das Beste wäre, wenn die Anstifterin einer so unliebsamen Affäre so bald als möglich aus Paris verschwände. Er ließ ihr 50 000 Taler überreichen, und Christine zog dann mit gefüllter Börse wieder in ihr geliebtes Italien zurück.

* * *

Es hat vor Goethe vielleicht keinen Nordländer gegeben, der mit größerer Leidenschaft sich nach Rom sehnte, als Schwedens emeritierte Königin. Die ewige Stadt war für sie Inbegriff aller Größe, Schönheit und Lebensfreude. Ihre Liebe zu ihr war so groß, daß sie es vorgezogen hätte, wie ihr eigenes Bekenntnis lautete, daselbst bei Wasser und Brot mit einem Dienstboten als anderswo im Besitz der Schätze aller Königreiche zu leben. Wenn sie über Italien sprach, so leuchteten ihre Augen. Alle Unbequemlichkeiten der Reisen in Deutschland konnte sie vergessen, sobald ihr nur jemand von Rom erzählte.

Selten ist auch einem fremden Souverän ein solch feierlichen Empfang seitens der Italiener bereitet wor-

den, wie ihr, der nordischen Pallas. Einem einzigen großen Triumphzug glich ihre erste Reise nach Rom. Sie nahm den Weg über den Brenner und schon in dem ersten italienischen Fürstentum, das sie betrat, in Mantua, wurden ihr festliche Ehrungen zuteil. Als sie den Po überschritt, erglänzte dieser im Wiederschein einer prächtigen Illumination. Dann ging es weiter von Stadt zu Stadt. Überall empfingen sie Triumphbögen mit Inschriften, Geschützdonner, Glockengeläute, Bankette, Turniere und Feuerwerk. In Rom erreichten die Ovationen ihren Höhepunkt. Sie wollten gar kein Ende nehmen und der Papst selbst — Fabio Chigi trug damals unter dem Namen Alexander VII. die Tiara — ersann alle erdenklichen Veranstaltungen, um seinen hohen Gast, der in dem Palazzo Farnese Wohnung genommen hatte, würdig zu ehren.

Der Grund dieser übertriebenen Huldigungen, die obendrein nicht einmal einer Regierenden galten, trat offenkundig zutage: Ein abtrünniges Schäflein war reumütig in die Herde des alleinseligmachenden Hirten zurückgekehrt. In Innsbruck hatte Christine, die Tochter des protestantischsten Königs, des Siegers von Lützen, ihren väterlichen Glauben abgeschworen und sich zum Katholizismus bekannt. Darüber herrschte Jubel im Hause Petri. Alexander VII. versicherte sogar, diese Bekehrung hätte einen solchen hohen Wert, daß im Himmel noch viel größere Feste deshalb gefeiert würden.

Man hat von protestantischer Seite Christine diesen Übertritt sehr verdacht und auch mit Recht, wenn man rein äußerlich ihn nur als einen Wechsel des Reli-

gionsbekenntnisses auffaßt. Vergegenwärtigt man sich jedoch Christinens Empfinden, ihr ganzes Wesen, so erhält er ein anderes Gesicht, ja, man muß sogar eingestehen, daß hier eine zwingende innere Notwendigkeit vorlag. Ihre phantastische, nach starken Gefühlseindrücken haschende, schönheitsdurstige, leidenschaftliche Natur konnte in den kalten, nüchternen Formen des Protestantismus kein Genüge finden. Gerade im XVII. Jahrhundert war das schwedische Luthertum durch seinen langweiligen, in weitschweifenden Zeremonien und Predigten sich verlierenden Ritus, durch seinen engherzigen Orthodoxismus und seine polemische Streitsucht nicht im geringsten dazu angetan, tiefere Gemüter an sich zu fesseln. Verführt durch die verlockenden Schilderungen der Jesuiten, gewiß auch schon von Descartes genügend in den Katholizismus eingeweiht, empfing Christine von diesem Glaubensbekenntnis einen größeren Eindruck. Aber eine echte Katholikin ist sie doch nicht geworden, trotz der 20000 Totenmessen, die sie testamentarisch angeordnet hat. Mademoiselle de Montpensier berichtet, daß sie beim Empfang der Kommunion ein sehr sonderbares Benehmen gezeigt, bei der Messe fortwährend geschwatzt und den Beichtvater fixiert hätte. Auch in Rom machte sie sich bei Gelegenheit einer päpstlichen Messe durch ihr lautes Schwatzen und Lachen unangenehm bemerkbar, so daß Alexander sich verpflichtet fühlte, ihr einen Rosenkranz zu schenken, damit sie wenigstens eine angemessene Beschäftigung während der kirchlichen Zeremonie fände.

Christine war eine viel zu weltlich gesinnte kluge Frau, um alle Vorschriften des Ritus, die sie als

sinnlos und albern erkannte, gehorsam zu befolgen. Barock in ihrem Äußeren, war sie es auch in ihrem Wesen — ein seltsames Gemisch von Religiosität und Freidenkertum, Gefühls- und Verstandesmensch.

Rom wurde Christinens zweite Heimat. Wenn sie auch zeitweilig die Stadt verließ und nach Norden reiste, um für irgendeines ihrer abenteuerlichen Projekte Kapitalisten, zum mindesten ideale Förderer zu werben, kehrte sie doch immer wieder, von Sehnsucht getrieben, in die Siebenhügelstadt zurück, später den Palazzo Riario auf der Lungara ausschließlich zu ihrem Domizil wählend und zum Mittelpunkt römischer Geselligkeit erhebend.

Es schien, als ob Schwedens Exkönigin die längst vergessene Geselligkeit der Renaissance zu neuem Dasein erwecken wollte. Von jeher hatte in Rom die Männlichkeit — wahrscheinlich weil der Vatikan in allen Dingen die ausschlaggebende Stimme gab — im Salon den Ton angegeben. Im Gegensatz zu den übrigen italienischen Staaten haben die Frauen, mit Ausnahme einiger Kurtisanen, deren Wirkung sich jedoch kaum über die vier Pfähle ihres Boudoirs erstreckte, es hier nie vermocht, eine maßgebende Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Christine war die erste, der dieses gelang. Und das verdankte sie wohl auch mehr ihren männlichen Eigenschaften als ihren gesellschaftlichen Fähigkeiten.

Das weibliche Element war sehr spärlich in ihrem Salon vertreten; wohl deswegen, weil sie Frauen nicht litt, am wenigsten die Römerinnen, die sie außerordentlich langweilig fand. Ferner fühlten sich auch die vornehmen Damen durch ihr hochmütiges, schroffes Wesen

verletzt und mieden mit Vorbedacht die Schwelle ihres Hauses.

Die Mißvergnügten tobten ihren Groll im Salon Maria Mancinis aus, der schönen Nichte Mazarins, die einst glühend das Herz des jungen „roi soleil" entflammt hatte, und nun diese Verwegenheit durch die Ehe mit dem Connetable Colonna in Rom büßen mußte. Sie hatte nicht den Geist Christinens, aber sie verfügte über zwei Mächte, die sie wohl befähigten, die Rivalität mit der nordischen Pallas aufzunehmen: Schönheit und Pariser Sitte. War erstere gleichsam der Magnet, der die Herrenwelt heranlockte, so fesselte letztere um so mehr die Damen. Sie ließen sich gern in ihren Sänften zu den „Coversazionen" ihrer französierten Landsmännin tragen, um sich von ihr in Pariser Tänzen unterweisen zu lassen, ihre herrlichen Toiletten zu bewundern oder ihr feine gesellschaftliche Allüren abzulauschen. Die entzückende Nixe Maria, zu der sich für kurze Zeit noch ein anderes Nixlein, ihre aus dem Kloster entflohene Schwester Hortense gesellte, wurde leidenschaftlich geliebt und umschwärmt. Nur eine sah dies mit eifersüchtigem Herzen: Gustav Adolfs Tochter. Unmutig blickte sie inmitten von vierundzwanzig Bischofsmützen von ihrem Balkon auf die schöne Colonna herab, als diese während des Karnevals, in Schleiergewänder gehüllt, von einem Türkengefolge geleitet, auf feurigem Roß dahersprengte und kokett herausfordernd zu ihr hinaufgrüßte.

* * *

Die Herzogin von Cleveland

Stich von Vandenberghe nach Lely

Miß Stewart

Stich von Gardiner nach Lely

Der Palazzo Riario ist der Schauplatz eines bunten Treibens. Frau Landini, eine ehemalige Pariser Wäscherin und nunmehrige Vertraute der Exkönigin, macht die Honneurs. Zwei reizende Damigellen assistieren ihr dabei. Kardinäle, Jesuiten, Naturforscher, Alchemisten und Dichter schreiten durch die weitläufigen, mit Gemälden, Gobelins, Medaillensammlungen und Bücherschränken vollgepfropften Räume. An einer der Wände prangt Coreggios Leda, einst ein Beutestück Gustav Adolfs aus Prag. Es fließt die Unterhaltung. Die nordische Pallas führt wie immer das Wort. Glatt und geschmeidig wickelt sich die Diskussion ab. Fragen tauchen auf wie diese: Was ist besser, ein großes Glück zu verdienen, oder es zu besitzen? Ist es nicht gleich schimpflich, zu betrügen und sich betrügen zu lassen? Sind Liebe und Haß nicht die einzigen echten Leidenschaften? Scheint nicht die Liebe der wahre Proteus der Natur zu sein, der sich unter verschiedenen Gestalten verbirgt? Die mannigfaltigsten Ansichten werden ausgesprochen und sogar protokolliert. Wird eine Meinung für besonders gut befunden, so übergibt man sie dem Druck. Der Ton, in dem man sich unterhält, ist frei und ungezwungen. Besonders Christine zeichnet sich durch ihre freie Sprache aus. Zuweilen tritt einer aus dem Kreise vor und improvisiert eine Rede. Gern hört man das den Kardinal Albani tun, denn er ist ein Meister der ernsten Improvisation. Ebenso gern lauscht man dem einäugigen buckligen Alessandro Guidi, wenn er seine Dichtungen vorträgt. „Sie gleichen den sanften Tönen der Aolsharfe, die mit dem Rauschen der

Pinien und Zypressen und dem Murmeln der Aqua Paola im Garten des Palazzo Riario ineinanderfließen", urteilt Christine. Und wenn der Florentiner Vincenzo da Filicaja seine Kanzonen vorliest, glaubt die nordische Pallas Petrarca in verklärter Gestalt vor sich zu sehen.

So rollen die Unterhaltungen sich ab. Christine, die in der klassischen Literatur Belesene und auch in der Philosophie Wohlbewanderte, findet in ihnen ihren reinsten Genuß. Keine der römischen Damen vermag ihr darin zu folgen. Hat man aus dem Born der Weisheit genügend geschlürft, erfreut man sich an Musik. Jede Sitzung der „Arcadia" wird mit ihr eingeleitet und beschlossen.

Es bleibt auch nicht bei Diskussionen, Vorträgen und Konzerten. Zuweilen öffnen sich die Tore im Amphitheater des Bosco Parrasio zu einem Schäferspiel, zu dem dann die römische Aristokratie mehr aus Höflichkeit als aus Interesse herbeiströmt. Und als der strenge Innocenz XI. dem Theater den Krieg erklärt und alle Veranstaltungen dieser Art untersagt, ist Christine die einzige, die sich nicht durch dieses Verbot einschüchtern läßt. In ihrem Bezirk wird dem heiligen Vater zum Ärger desto eifriger Theater gespielt, musiziert und gesungen. Weithin hört man durch die mondhellen Nächte die Serenaden, die aus den Gärten des Palazzo Riario erklingen. Dort gesellen sich verstohlen Prälaten zu den Lebemännern Roms, um der Darstellung kleiner schlüpfriger Komödien in dem Amphitheater, das die Königin sich in dem Garten erbauen ließ, zuzuschauen,

oder dem Gesang reizender pikanter Dämchen begierig zu lauschen. Und wenn die hübsche Angelika die Laute ergreift und mit ihrer Silberstimme singt:

La zelante Angelica
Col suo cimbalon
Per la sua regina
Vuol cantar la canzon.
Flon! Flon!

dann steigert sich das Entzücken der Anwesenden bis aufs höchste und der ganze Chorus stimmt begeistert ein in den Refrain: flon! flon!

Und „flon! flon!" ruft das Echo jenseits des Tiber zurück.

Das Paradies des Flirts.

Als Hortense Mancini nach mancherlei Irrfahrten, vor der Tyrannei ihres närrisch-eifersüchtigen Gatten, des Herzogs von Mazarin, durch halb Europa flüchtend, in den Dezembertagen des Jahres 1675 in London eintraf, um fortan hier wohnen zu bleiben, schien es fast, als ob ihr, der schönsten unter den Nichten Mazarins, die Rolle einer Kulturträgerin der Geselligkeit im barbarischen England zugefallen wäre. Ein glücklicher Zufall hatte sie gleichsam dazu ausersehen, die ungehobelten Lords und rückständigen Ladys gesellschaftlichen Takt und feine Sitte zu lehren. Ihr Erscheinen wirkte sensationell. Ganz London geriet in Bewegung, und alle, die mit irgendeinem Titel oder Rang prunken konnten, die jüngsten und die ältesten, machten der Frau Herzogin ihre Aufwartung. Auch der König eilte als einer der ersten zu ihr hin. Karl der Zweite, der für schöne Frauen eine Passion hatte — ungefähr wie ein Rennstallbesitzer sie für Pferde besitzt — scheute keine Kosten, wenn es sich darum handelte, irgendeine Schönheit an seinen Hof zu fesseln. Freigebig wie

immer, ließ er der Herzogin eine Jahresrente von vier-tausend Pfund aussetzen und ihr außerdem ein Sommer-schlößchen im Park von St. James zum Wohnsitz ein-räumen. Hier hielt Hortense ihren schon oben ge-schilderten, nach französischem Muster zugeschnittenen Sa-lon, und hierher kam auch der König, um mit der holden Gastgeberin „Basset" zu spielen oder über die Liebhabereien des Sonnenkönigs spöttische Bemerkungen zu machen.

Hortensens Einfluß auf die Londoner Gesellschaft erwies sich nicht so weittragend, wie man es eigentlich hätte erwarten können. Es fehlten ihr wohl doch die Fähigkeiten, den leichten lasziven Ton bei Hofe umzu-stimmen. Im Gegenteil, es schien sogar, als ob sie selbst der Einwirkung dieser schwülen sinnlichen Hof-atmosphäre unterlag. Sie ließ sich von dem grellen schrankenlosen Treiben, wie von einem Strom mit-reißen und geriet in diesen wilden Strudel von Intrigue-spiel, Lüsternheiten, Orgien jeder Art, auf einen Sumpf-boden, in dem ihr kultiviertes Empfinden zu ersticken drohte.

In Anthony Hamiltons Memoiren spiegelt sich jene bunte Gesellschaft mit ihrer lüsternen Gier nach Glanz und Pracht, mit ihrer Sucht nach lauten sinnlosen Vergnügungen und mit ihrem tollen Durcheinander-wogen aufgewühlter Leidenschaften, — ein wirksames Kontrastbild zu der französischen Geselligkeit jener Tage! König Karl wollte gleichsam die Entbehrung, die ihm das Exil auferlegt hatte, durch gesteigerten Genuß ausgleichen.

Am Hofe sammelte sich alles, was den Genuß als höchsten Lebenszweck empfand. Wer den Ruf eines großen Wüstlings genoß, gelangte hier zu den höchsten Ehren. Denn Karl der Zweite wollte nichts von Staatsgeschäften wissen. Die Verbannung hatte ihn apathisch gemacht, und darum trachtete er nun darnach, seine Langeweile zu verscheuchen. Ein regelrechtes Fangspiel der Liebe entfesselte sich bei Hofe. Alle Tage warb man um die Gunst einer anderen Schönen. Eine Lustbarkeit jagte die andere. Maskenfeste wurden arrangiert, Abendmahlzeiten auf dem Wasser mit Musik und Feuerwerk eingenommen, Spazierritte und Ausflüge veranstaltet. Im Sommer fuhr man in den Hydepark, wo alles, was irgendwie auf Ansehen und Aussehen hielt, zusammenströmte.

Das Hauptvergnügen der Damen bestand darin, die Männer oder die Verehrer einander abspenstig zu machen. Jede suchte dabei ihre Gaben so gut als möglich zur Geltung zu bringen. Die einen glänzten beim Tanz, die andern imponierten durch die Pracht ihrer Kleidung und Eleganz ihres Auftretens, einige nahmen auch ihren Geist zu Hilfe, andere faszinierten durch ihre Liebesglut und nur sehr wenige ernteten Beifall durch ihre Treue. Die letzte hatte nämlich von allen Frauentugenden den geringsten Kurswert. Das hing mit den Anschauungen der damaligen Gesellschaft zusammen. „Jeder Mann, der da glaubt, daß seine Ehre von der Ehre seiner Frau abhängt", sagt Anthony Hamilton, „ist ein Narr, der sich quält und sie zur Verzweiflung treibt, wer aber von Natur zur Eifersucht geneigt, noch überdies das Unglück

hat, seine Frau zu lieben, und verlangt, daß sie nur für ihn lebe, der ist ein Wahnsinniger, für den die Qualen der Hölle schon in dieser Welt brennen, ohne daß irgend jemand mit ihm Mitleid fühlen würde." Eifersucht galt überhaupt als ein Laster, zum mindesten als ein Mangel an Erziehung. Die Mütter erbaten sich darum bei Geburt ihrer Söhne von Gott die Gnade, daß er sie nie auf italienischen Boden führen möge, damit sie sich nicht diese häßliche Gewohnheit dort aneigneten. Welchen Spott mußte Lord Chesterfield erdulden, als er seine reizende Lady aufs Land brachte, um sie aus der Sehweite ihrer Verehrer zu entfernen! Jedes Verbrechen hätte man ihm eher verziehen als diese Torheit! Namentlich der Chevalier von Gramont entsetzte sich über diese Brutalität. „Die arme, kleine Chesterfield," sagt er, „die nichts weiter verbrochen, nur ein paar Mal unvorsichtig geäugelt hat, wird von einem ärgerlichen Gatten, der ihr beständig im Nacken sitzt, weggeführt und muß das Weihnachtsfest auf einem fünfzig Meilen von hier entfernten Lustschloß verbringen, während es hier ihrer Tausende gibt, denen man die Freiheit gewährt, zu tun, was ihnen beliebt, eine Freiheit, die sie sich auch redlich nehmen, kurz, deren Aufführung täglich zwanzig Stockschläge verdienen würde." Er verfaßte auch ein Spottlied, das in Hofkreisen viel Beifall fand:

„Eifersüchtiger wie kläglich!
Stärker ist die Liebe noch,
Was du immer
Unternimmst,

Welche Wachen
Du bestimmst,
Deine Plage bleibt vergeblich,
Wo zwei Herzen einig sind;
Dir verbirgt man
Süße Küsse,
Die geheime Lust entfachen,
Und trotz allen deinen Wachen
Hundert zärtliche Genüsse
Nimmt man im Geheimen doch!"

In der Tat, es gab schlimmere Sünderinnen als die Chesterfield. Eine der ärgsten war die Gräfin Shrewsbury. Sie stiftete viel Unheil an und geberdete sich mutwilliger als alle anderen. Gramont behauptete von ihr, sie würde am liebsten jeden Tag einen Mann umbringen und den Kopf trotzdem nur um so höher tragen. Die Duelle, die ihretwegen ausgefochten wurden, sind kaum zu zählen. Der Zweikampf war damals so in Mode gekommen, daß jemand, der sich nicht schlug, wie der Dichter Rochester, dadurch Berühmtheit erlangte. Kurzum die Shrewsbury fand ihr höchstes Vergnügen darin, wenn sich die jungen Leute ihretwegen duellierten. Sie stand hinter den Kulissen und lachte sich eins ins Fäustchen, denn sie wußte nur zu genau, daß sie denjenigen, der eben ihre Ehre verteidigte, noch am selben Tage mit einem andern betrügen würde.

Wo so viele schöne Damen beisammen waren, wie hier am englischen Hof, da war es auch gar nicht anders möglich, als daß es zu Eifersüchteleien, Zerwürfnissen und

Lady Chesterfield

Stich von Gardiner nach Lely

Countess of Shrewsbury

Stich von Claſſens nach Lely

Duellen kam. Als der Chevalier von Gramont in London anlangte, um sich hier durch neue Liebschaften über seine Verbannung zu trösten — er hatte in Paris die Keckheit gehabt, sich in eine Dame zu verlieben, deren Gunst der König selbst beanspruchte — war er erstaunt über die große Zahl schöner Frauen. Man konnte sich nicht auf den Fersen umdrehen, ohne eine zu erblicken. Es schien, als ob alle Damen sich hier bei Hofe zu einer Schönheitskonkurrenz versammelt hätten. In der Galerie des Schlosses von Hamptoncourt sind ihre Porträte versammelt. Pieter van der Faes hat sie im Auftrage der Herzogin von York gemalt, und sie sollen, nach Hamiltons Zeugnis, alle gut getroffen sein.

Da ist vor allen Lady Castlemaine, die spätere Herzogin von Cleveland. Sie war die Pompadour des englischen Hofes. Eine schlaue, auf ihren Vorteil raffiniert bedachte Frau, die ihren Geschlechtsgenossinnen, wenn sie ihr allzudreist ins Gehege kamen, gefährlich werden konnte. Da sie sich der besonderen Neigung des Königs erfreute, besaß sie eine ungeheure Macht und wurde viel umschmeichelt. Wer es verstand, ihr Schmeicheleien zu sagen, durfte auch hin und wieder auf ihre „uneigennützige" Protektion rechnen. Sie hatte manchmal etwas deplazierte Leidenschaften. So machte einmal eine Aventüre mit einem Seiltänzer viel von sich reden. Die Bänkelsänger spotteten darüber sogar in ihren Gassenhauern. Aber die Castlemaine gab sich deswegen keinen Gewissensbissen hin.

Eine Zeitlang war sie ein Herz und eine Seele mit der reizenden Miß Stewart. Dieses schlanke Persönchen mit

den süßen Augen und der kleinen römischen Nase übertraf an Zierlichkeit und Anmut alle anderen Damen bei Hofe. Sie war wie ein Kind, lachte über alles, freute sich über die geringfügigsten Dinge, baute Kartenhäuser, während die Lords Riesensummen in ihrem Salon verspielten, und fand ihren seligsten Zeitvertreib im Blindekuhspielen. Aber es gab auch keine bessere Tänzerin als sie. Und so tanzte sie sich auch bald in das Herz des Königs hinein. Die Castlemaine bemerkte wohl, daß der König nach ihr sah, beunruhigte sich jedoch nicht und suchte vielmehr durch ausgesuchte Liebenswürdigkeit Miß Stewart an sich zu fesseln. Sie lud sie zu sich ein, behielt sie die Nacht bei sich, schlief mit ihr in einem Bett, überhäufte sie mit Freundschaftsbeweisen und tat alles, um den Eindruck ihrer Zuneigung zu erwecken. Vielleicht wollte die schlaue Lady auf diese Weise ihre Nebenbuhlerin soweit umgarnen, daß diese ihre Ohren den Werbungen des Königs verschloß. Allein diesmal hatte sie sich gründlich getäuscht. Miß Stewart erwies sich trotz aller Kindlichkeit doch als eine berechnende Natur. Die Neigung des Königs wuchs zusehends; ja, es hätte nicht viel gefehlt und sie wäre Königin von England geworden. Lady Castlemaine, die vorher geglaubt hatte, mit ihrer Schönheit könne keine Dame bei Hofe konkurrieren, mußte zu ihrer Verzweiflung erkennen, daß Miß Stewarts Reize sie in den Schatten stellten. Als alle ihre Versuche, die Nebenbuhlerin zu verdrängen, scheiterten, versuchte sie schließlich durch den Glanz ihrer Juwelen den verlorenen Posten zu gewinnen. Selbst diese Mittel fruchteten nichts. Da kam

ihr ein Zufall zu Hilfe: Der Herzog von Richmond warb um Miß Stewart und erhielt ihr Jawort. Nun konnte die grande amoureuse des Königs erleichtert aufatmen: sie hatte ihre größte Rivalin nicht mehr zu fürchten.

Lady Castlemaine mußte es sich häufig gefallen lassen, daß der König ihr untreu wurde. Eine Zeitlang teilte sie mit Nell Gwyn sich in seine Neigung. Dieses reizende Geschöpf hatte es in ihrer Karriere vom Scheuermädchen und von einer Orangenverkäuferin bis zu einer bevorzugten Geliebten des Königs gebracht. Die Königin nahm die Verirrungen ihres Gemahls sehr geduldig hin. Sie wußte, daß er keiner Beständigkeit in seinen Neigungen fähig war. Ja, sie zeigte sich sogar oft von einer rührenden Nachsicht gegen die kleinen hübschen Sünderinnen. Als Miß Stewart einmal bei einem nächtlichen Rendezvous mit dem Herzog von Richmond von dem König ertappt worden war und dieser sich darüber höchst erregt gezeigt hatte, beschloß sie zur Königin zu gehen, sie um ihren Schutz anzuflehen und die ganze Affäre als eine harmlose Spielerei hinzustellen. Obwohl die Königin wußte, welche Stellung Miß Stewart in dem Herzen ihres Gemahls behauptete, war sie außerordentlich zuvorkommend gegen ihre Nebenbuhlerin, hob die vor ihr Knieende auf, umarmte sie zärtlich und versprach ihr jede Huld und jeden Schutz.

Die Königin liebte es selbst, in ihrer Umgebung schöne Damen zu sehen. Zu ihren Trabantinnen gehörte zum Beispiel die geistreiche und liebenswürdige Mistreß Hyde. Die Zeitgenossen wußten ihren blendend weißen

Teint, ihre schönen Hände und Füße nicht genug zu rühmen. Sie hatte nur eine schlechte Angewohnheit, die ihre Schönheit beeinträchtigte; wenn sie nämlich die Augen schmachtend niederschlug — und das tat sie beständig — kniff sie die Lider so zusammen, daß sie einer Chinesin glich.

Miß Midleton hatte eine ähnliche Angewohnheit. Auch sie liebte es, die Schmachtende zu spielen, aber sie war hierin viel gewandter als die Hyde. Dagegen zeigte sie in einer anderen Kunst desto größere Ungeschicklichkeit. Sie wollte durchaus geistreich erscheinen und erreichte gerade das Gegenteil davon. „Der törichte Ehrgeiz, für geistreich gelten zu wollen," sagt Hamilton, „brachte sie in den Ruf der Langeweile, der den ihrer Schönheit bei weitem überlebte".

Schließlich soll noch Miß Price erwähnt werden. Ein klatschsüchtiges, kleines Persönchen, richtete sie mit ihrer Schwatzhaftigkeit überall Verwirrung an. Ihre dumme Offenheit trug ihr einen Skandal ein, der ihr die Stellung kostete. Ihr Geliebter, Graf Duncan, starb nämlich und hinterließ eine Kassette, die eigentlich für sie bestimmt war, aber unvernünftigerweise von ihr nicht angenommen wurde. Als man nun die Kassette in Gegenwart der Königin öffnete, befanden sich darin so viele unstatthafte Vertraulichkeiten, daß der Königin nichts anderes übrig blieb, als Miß Price anheimzustellen, sie möge ihren Geliebten fern vom Hofe betrauern.

Einer hielt bei allen diesen Liebeswirrnissen und Herzensverwicklungen die Fäden in der Hand: der Chevalier

von Gramont. Seit dem Tage seiner Ankunft in London war er der Held des Tages, dem die Herzen der schönen Damen von allen Seiten zuflogen. Ob beim Kugelspiel auf den „Boulingrins“ oder bei den Corsofahrten im Hydepark, ob bei Hahnenkämpfen oder Wettrennen, ob im Ballsaal oder beim Lunch, überall spielte er die erste Rolle. Seinetwegen wurde der Beginn eines Hofballes verschoben, weil alle Anwesenden, der König an der Spitze, die Geschichte eines amüsanten Abenteuers aus seinem Munde vernehmen wollten. Er war nämlich in einem Anzug erschienen, in dem man ihn schon einmal gesehen hatte. Dieser für den Chevalier ganz ungewöhnliche Fall erregte allgemeines Erstaunen und man war begierig, die Ursache zu erfahren. Und siehe da, man erfuhr, daß der Kurier, mit dem Anzug aus Paris kommend, im Flugsand bei Calais ihn verloren hätte. So erzählte es wenigstens der Chevalier.

Daß er so schnell sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, lag in seinem glänzenden Anpassungsvermögen. Sofort hatte er sich in den Ton der englischen Gesellschaft hineingefunden, sich mit ihren Sitten und Manieren vertraut gemacht. Tag für Tag lud man ihn ein, und bald stand er mit den meisten Damen auf vertrautem Fuße. Und wie er sich bei der Weiblichkeit durch sein charmantes Wesen und seine witzige Unterhaltung einschmeichelte, so errang er sich mit seinem vorzüglichen Kartenspiel das Wohlgefallen der Männer. Diese Vorzugsstellung ausnutzend, gelang es ihm trefflich, bald hier bald dort heillose Verwirrung anzustiften. Es lag ihm garnichts daran, die Liebe dieser oder jener Dame zu erringen,

er wollte nur die Ruhe ihres Liebhabers stören und sie dabei zur Verzweiflung treiben. Bald versteckte er sich irgendwo auf der Treppe, um im geeigneten Augenblick die Begegnung zwischen der Dame und ihrem Galan zu vereiteln, bald schickte er Späher aus, welche die Billets doux abfangen sollten, bald suchte er durch ausgesprengte Gerüchte Verliebte zu entzweien, bald lauerte er selbst im Dunkel der Nacht einem schwärmerischen Liebhaber auf und zog ihn, sobald dieser durch das Fenster seiner Dulcinea kletterte, an den Beinen zurück. Kurzum, so beliebt er im allgemeinen bei den Damen war, so gehaßt und gefürchtet wurde er von ihnen wegen seiner hinterlistigen Streiche.

Saint Evremond, der an den kleinen Mahlzeiten, die der Chevalier in seinem Hause gab, häufig teilnahm, hielt dem Freunde über ein solches Gebaren Moralpauken. Er mußte es sich jedoch gefallen lassen, daß ihm dieser für seine gute Absicht einen „Hanswurst" an den Kopf warf und ihn vorwurfsvoll fragte, ob er etwa den Cato aus der Normandie spielen wolle.

Nur eine war bei Hof, die der Chevalier mit seinen übermütigen Streichen verschonte. Es war die Schwester jenes Hamilton, der Gramonts Schicksale so humorvoll und liebenswürdig aufgezeichnet hat. Als eine liebreizende und anmutige Erscheinung wird sie von den Zeitgenossen bezeichnet, von manchen sogar als die schönste bei Hofe. „Sie hatte eine offene Stirn, die rein und weiß war," erzählt ihr Bruder, „die Haare wohl angesetzt, weich und schmiegsam, so daß sie natürlich in jenen Locken fielen, die künstlich so schwer herzustellen

sind. Ihre Haut besaß eine Frische, die mit erborgten Farben nicht nachzuahmen ist. Ihre Augen waren nicht groß, aber lebhaft, und ihre Blicke vermochten alles auszudrücken, was sie wollte. Ihr Mund war lieblich und der Umriß ihres Gesichtes war tadellos. Eine zarte, ein wenig aufgestülpte Nase war nicht der mindest reizvolle Schmuck eines in jeder Hinsicht reizvollen Angesichts." Und wie ihre Erscheinung, so war auch ihr Geist: harmonisch und anmutig. Sie sprach nur das Nötigste, fällte ihr Urteil nur nach sorgfältiger Überlegung und offenbarte in allen ihren Meinungen die größte Vornehmheit des Empfindens.

Der Chevalier von Gramont, dieser feine Frauenkenner, verstand solche Vorzüge von allen Herren am Hofe am besten einzuschätzen. Er, der so viele Verwirrungen hier angestiftet hatte, der in so manchem Liebesidyll als schadenfroher Störenfried erschienen war, verspürte selbst schließlich eine Neigung zur eigenen Häuslichkeit. Und da fiel sein Blick auf Lady Hamilton, die lieblichste und tugendhafteste unter allen englischen Damen, die — wie er bald erkannt hatte — garnicht in das lasterhafte Treiben dieses Hofes paßte. Er warb um sie und erhielt ihr Jawort. So landete der übermütige Aventurier schließlich im Hafen der Ehe, mit der Wahl seiner Lebensgefährtin, wie durch alle seine Taten bekundend, daß er das beste stets für sich zu nehmen wußte.

Literatur.

Der populäre Zweck des vorliegenden Buches macht es nicht notwendig, eine vollständige Aufzählung aller bei dieser Arbeit berücksichtigten Literatur zu geben. Wollte ich das tun, so würde sich der Umfang des ganzen Werkes um mehrere Bogen vergrößern. Damit wäre jedoch dem Leserkreis, für den diese Publikation in erster Linie bestimmt ist, nicht gedient. Wohl aber dürfte der eine oder der andere, angeregt durch die Lektüre, über verschiedene Zeiterscheinungen oder manche der hier behandelten Gestalten Ausführlicheres vernehmen wollen; und diesem Verlangen soll die nachstehende kleine Bibliographie Rechnung tragen.

Renaissance.

Als grundlegendes Werk für diese gewaltige Epoche ist noch immer anzusehen: „Die Kultur der Renaissance in Italien", ein Versuch von Jacob Burckhardt. Zehnte Auflage, bearbeitet von Ludwig Geiger. Leipzig 1908. Reichhaltiges, auch dem Laien zugängliches Material erschließt neuerdings die im Verlage von Eugen Diederichs in Jena erscheinende, großzügig angelegte Sammlung „Das Zeitalter der Renaissance", die bereits auf zehn Bände angewachsen ist und durch ihre Fülle von Chroniken, Tagebüchern, Briefen, Biographien

u. dgl. die Renaissance aus ihren unverfälschten Dokumenten lebendig zu uns sprechen läßt. Auch in der Novellenliteratur, vor allem bei Bandello, spiegelt sich die Gesellschaft jener Zeit deutlich wider. Unter den älteren Publikationen ist Adelbert Kellers „Italienischer Novellenschatz" (F. A. Brockhaus, 1851, 6 Teile) noch immer brauchbar; eine Auswahl der Novellen hat Paul Ernst im Inselverlag vor einigen Jahren herausgegeben; eine Gesamtausgabe des Bandello wird demnächst bei Georg Müller in München erscheinen. Viel Interessantes bietet die von Lothar Schmidt geschickt und feinsinnig ausgewählte Sammlung „Die Renaissance in Briefen" (Leipzig 1909, Verlag von Klinkhardt und Biermann, 2 Bände). Ferner sei hingewiesen auf ein Werk, das die Frau der Renaissance mit allen ihren Wesenseigentümlichkeiten trefflich charakterisiert: E. Rodocanachi, La femme italienne a l'époque de la Renaissance. Sa vie privée et mondaine après son influence soziale (Paris 1907). Nicht vergessen endlich seien die ausgezeichneten Schriften Chledowskis über die Renaissance, auf die im einzelnen noch verwiesen werden wird; sie gehören zu dem Vorzüglichsten, was in den letzten Jahren zu diesem Thema gesagt worden ist. Durch ihre elegante, leichte Schreibweise vermitteln sie auch Fernstehenden die ganze Zeit in überaus anschaulicher Form.

Auf die einzelnen Stätten der Geselligkeit bezugnehmend, kommen in Betracht für **Rimini:** Alfred Semerau, „Die Condottieri" (Jena 1909, Eugen Diederichs); für **Florenz:** Luca Landucci, „Ein florentinisches Tagebuch" (s. Zeitalter der Renaissance Band V und VI); ferner Alfred von Reumont, „Lorenzo de Medici il Magnifico" (2. Aufl., Leipzig 1883, 2 Bände); für **Ferrara:** Casimir von Chledowski, „Der Hof von Ferrara" (Berlin 1910, Verlag Julius Bard); Ferdinand Gregorovius, „Lucrezia Bor-

gia" (3. Auflage, Stuttgart 1875, 2 Bände); Alexander VI. und sein Hof" nach dem Tagebuche seines Zeremonienmeisters Burkardus, herausgegeben von Ludwig Geiger (4. Auflage, Stuttgart 1912); A. Solerti, „Vita di Torquato Tasso" (Torino 1895, 3 Bände); für **Mantua:** Julia Cartwright, „Isabella d'Este Marchioness of Mantua" (London 1903, 2 Bände); A. Luzio e A. Renier, „Mantova e Urbino. Isabella d'Este ed Elisabetta Gonzaga" (Torino 1883); für **Urbino:** Paul Schubring, „Urbino" (mit 58 Abbildungen s. Stätten der Kultur, Band 22); „Der Hofmann des Grafen Baldesar Castiglione", übersetzt, eingeleitet und erläutert von Albert Wesselski (Verlag Georg Müller 1907, 2 Bände); für **Rom:** Casimir von Chledowski, „Rom, die Menschen der Renaissance". Aus dem Polnischen von Rosa Schapire (Georg Müller 1912); Ludwig Pastor, „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters" (Freiburg 1897—1906, 4 Bände), Band 4; Stefano Infessura, „Römisches Tagebuch", übersetzt von Herman Hefele (s. „Zeitalter der Renaissance", Band VIII); R. Steinmann, „Rom in der Renaissance" (s. Berühmte Kunststätten, Band III); für **Venedig:** Schriften des Aretino (Deutsche Ausgabe im Inselverlag); „La Lozana Andaluza" par Francesco Delicado, traduit pour la première fois, texte espagnol en regard par Alcide Bonneau (Paris 1888, 2 Bände; ein deutscher Neudruck wurde veranstaltet von Alfred Semerau; Arturo Graf, „Atraverso il Cinquecento" (Torino 1888).

Barock.

Das Hauptmaterial für die gesellschaftliche Kultur dieses Zeitabschnittes fließt natürlich aus den zahlreichen Memoiren. Kein Jahrhundert weist diese Literatur-

Gattung in einer solchen Fülle auf, wie das siebzehnte. Etliche Memoiren ziehen sich durch viele Bände und erschweren durch ihre Weitschweifigkeit außerordentlich die Lektüre. So sind sie in ihrem Originalumfang für den heutigen Leser kaum mehr genießbar. Auszugsweise und geschickt zusammengedrängt behaupten sie aber noch jetzt ihre Anziehungskraft, wie es die vorzüglichen deutschen Einzelausgaben, die im Verlag von Georg Müller in München erscheinen, deutlich erweisen. Feine Essayisten wie Karl Federn und Otto Flake haben es trefflich verstanden, ihnen jene anziehende Form zu geben, in der sie sich am wirksamsten der Jetztzeit präsentieren können. Welche Schätze die damalige Memoirenliteratur enthält, hat A. von Gleichen-Rußwurm gewiß am besten erkannt, als er sie für „Das galante Europa" (Stuttgart 1911, Verlag Julius Hoffmann) verwertete, dieses gefälligste Werk über die Sitten und Moden der großen Welt in der Zeit des Barock und Rokoko.

Für die einzelnen Abschnitte, darunter in erster Linie **„Das Hôtel de Rambouillet"** sind von Wichtigkeit: Tallemant des Réaux „Geschichten", Deutsch von Otto Flake mit 40 Porträts; (München 1913, bei Georg Müller, 2 Bände); Mademoiselle de Montpensier „Mémoires" (Paris 1858, 4 Bände); Somaize, „Grand Dictionaire des Précieuses", herausgegeben von Ch. L. Livet (Paris 1856, 2 Bände); L. Vincent, „Hôtel Rambouillet and the Précieuses" (Boston 1900). Für **„La belle Ninon"**: „Schriften und Briefe des Herrn von Saint Evremond und die Memoiren der Herzogin von Mazarin", herausgegeben von Karl Federn (mit vielen Porträts, München 1912, bei Georg Müller, 2 Bände); Colombey, Emile, „Corespondence authentique de Ninon de Lenclos", (Paris 1886); Du Bled, Victor, „La Société française du XVIe au XXe siècle" (Paris

1903/8, 1—4 Bände). **„Die nordische Pallas in Rom"**: W. H. Grauert, „Christina, Königin von Schweden und ihr Hof (Bonn 1842, 2 Bände); Casimir von Chledowski, „Rom, die Menschen des Barock", aus dem Polnischen von Rosa Schapire (München 1912, bei Georg Müller). Für **„Das Paradies des Flirts"**: „Der Chevalier von Gramont", Hamiltons Memoiren und seine Geschichte von Karl Federn (mit 100 Porträts, München 1911, bei Georg Müller); Evelyn, John, „Diary", herausgegeben von William Bray (London 1907, 2 Bände); Pepys, Samuel, „Diary", herausgegeben von Richard Lord Braybrook (London 1908, 2 Bände). —

Verzeichnis der Abbildungen

Taf.		Zu Seite
	I. Lorenzo Costa: Der Hof der Isabella d'Este (Paris, Louvre) . . . . . Titelbild	
„	II. Villa Medicea in Careggi	16
„	III. Pontormo: Cosimo de Medici (Florenz, Museo di S' Marco)	24
„	IV. Donatello: Poggio Bracciolini (Florenz, Cathedrale)	32
„	V. Giorgio Vasari: Lorenzo de Medici, il Magnifico (Florenz, Uffizien)	40
„	VI. Lucrezia Borgia von einem unbekannten Meister (Como, Museo Giovio)	48
„	VII. Raffael Santi: Kardinal Bibbiena (Florenz, Palazzo Pitti)	56
	Tizian: Kardinal Bembo (Rom, Galleria Barberini)	56
„	VIII. Raffael Santi: Antonio Tebaldeo (Neapel, Nationalmuseum)	64
	Tizian: Ludovico Ariost (London Nationalgalerie)	64
„	IX. Tizian: Isabella d'Este (Wien, Galerie) . . .	72
„	X. Justus van Gent: Federigo und sein Sohn Guidobaldo (Rom, Galleria Barberini) . . .	80
„	XI. Elisabetta Gonzaga, Herzogin von Urbino (Florenz, Uffizien)	88
„	XII. Raffael Santi: Balthasar Castiglione (Paris, Louvre)	96
„	XIII. Raffael Santi: Leo X. und die Kardinäle Giulio de Medici und Luigi de Rossi (Florenz, Galleria Palatina)	104
„	XIV. Paolo Veronese: Das Gastmahl beim Pharisäer Simon	112

		Zu Seite
Taf. XV.	Raffael Santi: Die Galathea (Farneſina)	120
„ XVI.	Aleſſandro Bonvicini: Tullia d'Aragona (Brescia, Pinakothek)	128
„ XVII.	Tizian: Pietro Aretino (Florenz, Palazzo Pitti)	136
„ XVIII.	Aleſſ. Allori: Torquato Taſſo (Florenz, Uffizien)	144
„ XIX.	Der Chevalier von Gramont, Stich von B. Clamp im Cabinet d'Eſtampes	168
	Miß Hamilton, Stich von Gardiner nach einem Gemälde von Lely	168
„ XX.	Die Herzogin von Mazarin, Stich von G. Valck nach einem Porträt von Lely	176
	Ninon de Lenclos	176
„ XXI.	Saint Evremond, Stich nach einem Gemälde von Parmentier	184
„ XXII.	Königin Chriſtine von Schweden, nach einem Stich von L'Armeſſin	192
„ XXIII.	Herzogin von Cleveland (Lady Caſtlemaine), Stich von Vandenberghe nach einem Porträt von Lely	200
	Frances Stewart, Stich von Gardiner nach einem Porträt von Lely	200
„ XXIV.	Lady Cheſterfield, Stich von Gardiner nach einem Porträt von Lely	208
	Counteß of Shrewsbury, Stich von Claſſens nach einem Gemälde von Lely	208

Anmerkung: Tafel VI wurde mit Genehmigung des Inſelverlags, Tafel XIX, XX, XXI, XXIII und XXIV mit Genehmigung von Georg Müller in München reproduziert.

Von Valerian Tornius

erschien im gleichen Verlage in Leipzig:

Die Empfindsamen in Darmstadt

Studien über Männer u. Frauen aus der Wertherzeit

Mit 25 Abbildungen auf Tafeln

Geheftet M. 4.—, gebd. M. 5.—

(Teuerungsaufschlag 25 %).

Von den vielen glänzenden Urteilen nur einige:

Das mit Grazie und Schwung geschriebene Buch vermittelt uns die Bekanntschaft mit den Empfindsamen auf eine zwanglos angenehme Weise. Mühelos leben wir in den Geist der Zeit hinein und stimmen uns so ganz von selbst auf die Seltsamkeiten jenes Kreises erlesener Menschen, wie Herder, Karoline Flachsland, ... Merck, Luise von Ziegler u. a. Das Studium dieses Buches ist ein ästhetischer Genuß. (Neue deutsche Frauenzeitung.)

Der Verfasser hat den weitverzweigten Stoff vortrefflich begrenzt und ein lesbares Buch geschrieben, sich auch allen philosophischen Ballast erspart. (Eugen Kalkschmidt im „Hamb. Fremdenblatt".)

Das hübsch ausgestattete und gut gedruckte Buch gehört zu den reizvollsten) Veröffentlichungen aus der klassischen Zeit. (Alex. von Gleichen-Rußwurm in „Münchener Neueste Nachrichten".)

. . . Nur ein Forscher, der zugleich ein Dichter ist, kann so fein und zierlich über diese schönen Seelen schreiben, ihnen nachfühlen und zugleich mit sicherem Blick für die großen Zusammenhänge in der Kulturentwickelung die Fäden entwirren, die hinüber und herüber tausendfach verstrickt zuletzt in Goethes „Werther" enden, dem großartigsten Ausdruck jener Zeit. (Leipziger Tageblatt.)

Alle Schilderungen sind leicht und fesselnd geschrieben, so daß das Buch jedem Freunde deutscher Literatur- und Kulturgeschichte warm empfohlen werden kann . . . (Pädagogischer Anzeiger für Rußland.)

Das Buch gibt eine gute Charakteristik des Zeitalters der Empfindsamkeit, in der das Gefühl das Szepter schwang. (Kölnische Zeitung.)

Der Autor hat sein Buch ganz auf das Erschöpfen der einen Grundstimmung gestellt, und in Hinblick auf die Materialverarbeitung kann man eine Arbeit höchst schätzenswert finden. (Berliner Tageblatt.)

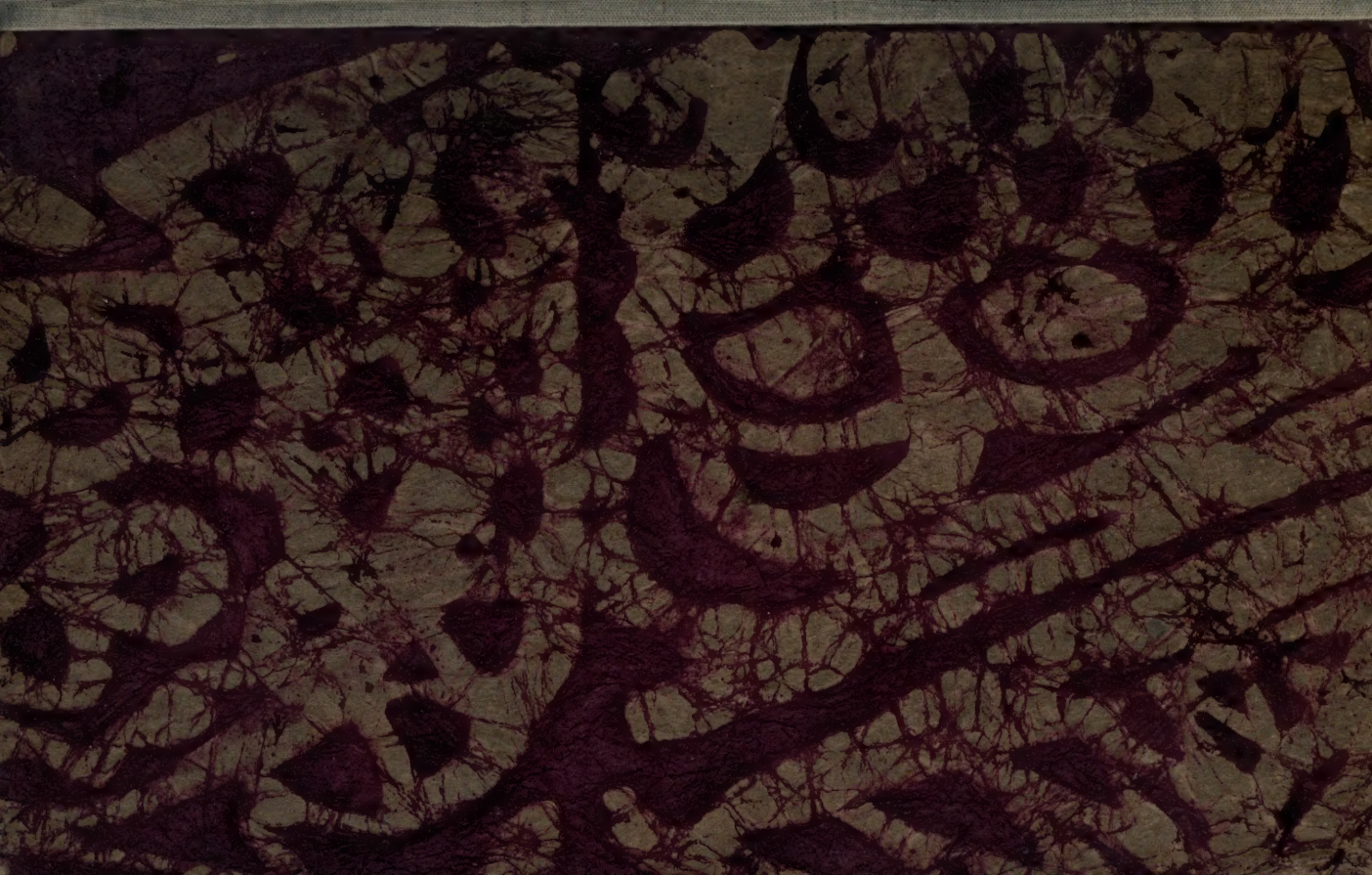
Es ist nicht aus philologischem Interesse, sondern aus der Freude eines Menschen herausgeschrieben, der den künstlerischen und menschlichen Reiz der Zeit empfunden hat. (Die Frau, Monatsschrift.)

u. v. a.

I/III
9.50

557175
Tornius, Valerian Hugo
Salons. 3.Aufl.
v.1
HMod
T6854sa

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED